M. Berger, R. Liggenstorfer, Ch. Rätsch (Hrsg.)

Psychedelische Tomaten

und andere Geschichten aus dem Schatten der Nacht



Markus Berger Roger Liggenstorfer Christian Rätsch
(Hrsg.)

Psychedelische Tomaten

und andere Geschichten aus dem Schatten der Nacht

Nachtschatten-Autoren erzählen ihre persönlichen Erfahrungen mit Nachtschattengewächsen



Impressum

Verlegt durch:
Nachtschatten Verlag
Kronengasse 11
CH - 4500 Solothurn
www.nachtschatten.ch
info@nachtschatten.ch

Lektorat: Jutta Berger, Felsberg
Grafisches Konzept: Nina Seiler, Zürich
Layout: Janine Warmbier, Hamburg
Cover: Sven Sannwald, Lüterkofen

Druck: ScandinavianBook.de, Bremen
Printed in Denmark

ISBN: 978-3-03788-540-6

Inhalt

Vorwort

Neben anderen unangenehmen Symptomen rufen diese Nachtschattengewächse und auch ihre wirksamen Prinzipe, vor allem Atropin, und noch mehr Skopolamin, Halluzinationen und Illusionen des Gesichts, Gehörs, Geschmacks hervor, die aber, anders als die von den übrigen Phantasticis erzeugten, nicht angenehmer, sondern schreckhafter und beängstigender Natur sind.

Louis Lewin, Phantastica

Wenn von tiefgreifenden psychedelischen Erfahrungen die Rede ist, dann sind damit meist exorbitante Erlebnisse in andersweltlichen Gefilden gemeint, die in aller Regel von Tryptamin- bzw. Phenethylamin-Psychedelika induziert werden. Wer kosmische Erfahrungen außerhalb von Zeit und Raum, wie wir sie kennen, erleben darf, wer eine Alleinheitserfahrung durchlebt hat und wer zum Brunnen des Lebens vorstoßen konnte, hat das meist mit Entheogenen wie LSD, Psilocybin, DMT-Derivaten oder Meskalin oder aber auch mit anders wirkenden Psychedelika, zum Beispiel Salvia divinorum, Ketamin oder dem Fliegenpilz bewerkstelligt. Es gibt da aber noch eine andere Art von psychedelischen Erlebnissen, die mit gänzlich different wirkenden Substanzen vorgenommen wurden – zum Beispiel mit den Tropanalkaloid-haltigen Nachtschattengewächsen. Die mit Stechapfel, Alraune, Bilsenkraut und Co. besuchten Realitätsebenen unterscheiden sich doch deutlich von den

Erfahrungsrealitäten, die mit den klassischen psychedelischen Molekülen oder Produkten bereist werden können. Im Gegensatz zu letzteren erzeugen Nachtschattendrogen zu einem Großteil (nicht immer) echte Halluzinationen, also Trugbilder, die von unserem Bewusstsein bzw. von unserer Gehirnchemie projiziert werden und die mehr oder weniger ins Reich der künstlichen Paradiese gehören und unserer wie auch immer gearteten Fantasie entspringen. Bei von LSD, Zauberpilzen und DMT erzeugten Bildern handelt es sich um sogenannte Pseudohalluzinationen und eben nicht um Gehirnprojektionen. Diese Moleküle ermöglichen eine Wahrnehmung unserer Welt und Umgebung, wie wir sie mit dem nur recht grob kalibrierten Eindrucksvermögen unserer Sinne im normalen Alltagsbewusstsein nicht erleben können. „Mit LSD sehen wir die Welt anders“, hatte dessen Entdecker Albert Hofmann einst gesagt und damit beschrieben, dass dieses Entheogen aus dem Mutterkornpilz uns Türen öffnet, die dem profanen Wachbewusstsein in aller Regel verschlossen bleiben (von spontanen mystischen Erfahrungen einmal abgesehen, die aber von analogen endogenen, also körpereigenen Reizen induziert werden). Grob gesagt, sind unsere Sinne im alltäglichen Normalzustand, also auf der Baseline des Bewusstseins, nur darauf ausgerichtet, ein bestimmtes (sehr limitiertes) Frequenzspektrum aller im Weltall vorhandenen und lebensbildenden Schwingungen wahrnehmen zu können – dies erfüllt für uns als Wesen im dreidimensional-materiellen Raum den Zweck, uns auf die wichtigen Überlebensfunktionen in dieser Matrix konzentrieren zu können, das sind der Lebenserhaltungstrieb und die Reproduktion. Schwebten wir als menschliche oder tierische Wesenheiten grundsätzlich in den Sphären des Psychonautikums, so wären wir – jeder Psychedeliker wird das bestätigen – in diesem Raum-Zeit-Kontinuum nicht überlebensfähig. Deshalb ist es eine explizite

Voraussetzung, nach der psychedelischen Erfahrung wieder auf die Baseline zurückzukehren.

Nachtschattendrogen erzeugen eine andere Art von „psychedelischem Rausch“. Die Solanazeen vermögen uns zwar ebenfalls die Tore zur Anderswelt aufzustoßen, sie können aber auch – wie ein göttlicher oder dämonischer Trickster – Trugbilder in uns erzeugen, die wir von der Wirklichkeit nicht zu unterscheiden vermögen. Die Geschichte von Wolf-Dieter Storl in diesem Buch berichtet zum Beispiel eindrucksvoll von solchen Begebenheiten.

Erfahrungen mit Nachtschattengewächsen können vielfältig sein -und dabei ebenso „profan“ wie exorbitant, exotisch und überaus hyperdimensional. „Profan“ (was mit voller Absicht in Anführungszeichen gestellt wird) könnte man die Nachtschatten-Erfahrungen nennen, die wir alle immer wieder haben. Nämlich dann, wenn es um Solanaceen geht, die auf unserer täglichen Speise- oder Genussmittelliste zu finden sind: Kartoffeln, Tomaten, Paprika, Chili und Peperoni, Aubergine, Tabak und so weiter. Diese Nachtschattenpflanzen bzw. deren Produkte haben wir alle schon gesehen, gefühlt und geschmeckt. Dass ich das Wort „profan“ verwende und in Anführungszeichen setze, hat einen Grund. Auf der einen Seite haben wir den Vorgang des Essens, der Nahrungsaufnahme als solcher, durchaus profanisiert. Immerhin müssen wir essen, zumindest in einem gewissen Rahmen, und letztlich essen wir alle. Dass der Vorgang des Speisens in unserer Gesellschaft vielfach als profan angesehen wird, könnte an der Tatsache liegen, dass wir alle täglich Lebensmittel zu uns nehmen, meist nebenher, oft genusslos und völlig unbewusst – und das sogar mehrmals am Tag. In Wahrheit aber ist der Akt des Essens eine der höchsten Formen des physischen Austauschs unserer Körper mit dem Universum. Letztlich verspeist sich hier das Universum selbst, um sich aus der

damit gewonnenen Energie immer wieder neu zu erschaffen – und um die vorübergehenden Formen einstweilig zu bewahren. Das Essen an sich ist also in Wirklichkeit genauso wenig profan, wie die Einnahme von Entheogenen es ist. Beides sind Mechanismen, die uns dienlich sind, unsere Lebensfunktionen aufrecht zu halten. Außerdem erbringen sie den bereichernden Beweis für die Sinnhaftigkeit unserer Existenz.

Das führt uns zu den entheogenen, den psychedelischen, den andersweltlichen Erfahrungen, die mit Pflanzen der Familie der Solanaceae gemacht werden können. Die sind nicht sonderlich populär, nicht mal unter Menschen, die regelmäßig und voller Überzeugung Psychoaktiva in ihr Leben integrieren, denn sie sind nicht gerade ungefährlich. Im Gegensatz zu den meisten populären Psychedelika – nehmen wir zum Beispiel jene vom Tryptamin-Typus, die den Körper in kaum einer Weise behelligen (abgesehen von temporären und ungefährlichen physischen Symptomen wie einem kurzzeitig leicht erhöhten Blutdruck, eventueller leichter Übelkeit etc.) – induzieren die typischen Nachtschattendrogen sehr häufig körper- liche Effekte, die äußerst unangenehm sein und im Falle eines unsachgemäßen Gebrauchs gesundheitsschädlich, im schlimmsten Fall sogar tödlich sein können. Deshalb sollte der vernünftige Psychonaut immer viel Vorsicht im Umgang mit diesen Drogen walten lassen. Im Zweifel greift er für Fahrten in den psychedelischen Hyperspace zu den sichereren Substanzen – und genießt die Nachtschattengewächse als stiller Beobachter oder einfach deren betörende Schönheit bzw. ihren erotisierenden Duft, wie im Beitrag von Alexander Ochse über seine olfaktorische Meditation mit den Kelchen der Engelstrompete beschrieben.

Summa summarum versammelt dieser Band eine Auswahl an Texten zur psychonautischen Erfahrung mit den **Solanaceae** – erlebt bzw. überliefert und aufgeschrieben von Autoren des Nachtschatten Verlags. Denn wenn ein Verlagshaus sich schon nach einer Familie von geistbewegenden Gewächsen benennt, dann darf diesen Pflanzen auch in einem Buchwerk gehuldigt werden. Zwar hat der Nachtschatten Verlag bereits die neunbändige Buchreihe *Die Nachtschattengewächse - Eine faszinierende Pflanzenfamilie* im Programm. Ein Band, in dem es vornehmlich um die lebendige Erfahrung und um die größtenteils persönlichen Erlebnisse der schreibenden Protagonisten geht, hat jedoch seinen ganz eigenen Reiz. Und wir dürfen nicht vergessen: Die bei uns einheimischen Nachtschattengewächse sind, neben den heimischen Zauberpilzen (*Psilocybe* und *Amanita*) und einigen anderen Zauberpflanzen, ein eminenter Teil unseres ureigenen ethnobotanischen und schamanischen Pflanzenschatzes, der sicherlich bereits seit Urzeiten zum Verlassen der Dimensionen des Alltagsbewusstseins dient. Schon deshalb ist es wichtig, das Wissen um solche psychoaktiven Organismen zu bewahren, zu mehren und weiterzugeben. Ganz besonders in der heutigen Zeit, wo sogenannte „Drogen“ vom gesellschaftlichen Mainstream als etwas Negatives und Bekämpfenswertes assoziiert werden, ist es von Bedeutung, den Stellenwert der alten Zaubermittel, die in unserem Kulturkreis von der Natur hervorgebracht werden, zu schützen und zu überliefern. Denn eines Tages wird man über die mittelalterliche Praxis der Drogenprohibition lachen – und dann werden vielleicht auch die Nachtschattengewächse als Entheogene in die Gesellschaft zurückgeholt werden. Und zwar von uns Psychonauten. Zum Wohle aller fühlenden Wesen, zum Wohle der Alleinheit.

Markus Berger, Felsberg/Valle Gran Rey, im November 2015



Steve Stoned: Datura-Flash



Datura metel

Wolf-Dieter Storl

Psychedelische Tomaten

Ein Siegeszug der Pflanze durch die Psyche des Menschen. So beschrieb Ernst Jünger in seinem Buch *Annäherungen* die Wirkung mancher Nachtschattengewächse. Er hatte durchaus Recht. Berserker der Pflanzenwelt sind sie, voller Tücke können sie sein, Türen zu Himmeln und Höllen können sie aufstoßen, und gerne machen sie den Menschen zum Narren.

Das geschah auch meinem Freund Hari, der ein regelrechter Krieger ist, ein tätowiertes Muskelpaket mit kurzgeschorenen Haaren, jemand, der sich nichts gefallen lässt. Sein Schrank ist voller Sturmgewehre, Absinth trinkt er gerne – „auf ein paar Hirnzellen kommt es ja nicht an" – und er raucht ebenso gern sein Cannabis mit getrockneten Stechapfelblättern. Diese geben seinem High eine gewisse Schärfe. Lange glaubte er, er wäre Meister der Droge; er und nicht sie bestimmte, wo es lang ging.

Eines Tages, seine Frau war in die Stadt gegangen, da rauchte er wieder einmal diese Mischung und machte es sich gemütlich. Plötzlich hörte er draußen vorm Haus Motorengeräusche. Es war der Nachbar auf dem Traktor. Er hatte eine Ladung Heuballen für die Pferde im Anhänger. Hari ging hinaus, begrüßte ihn und half ihm beim Abladen. Nachdem sie das Heu in der Scheune gestapelt hatten, lud Hari den Bauern zu einem Bier am Küchentisch ein. Sie tranken ihr Bier, plauderten über dieses und das, und schließlich machte sich der Nachbar auf den Weg.

Kurz darauf kam Haris Frau nach Hause. „Du," sagte er ihr, „gute Nachricht. Der Sami hat das Heu für den Winter

vorbeigebracht. Jetzt haben unsere Pferde was zu fressen. Wir haben die Ballen in der Scheune verstaut. Komm, ich zeig's dir."

Sie gingen gemeinsam in die Scheune, doch die war leer. Kein einziger Heuballen in Sicht. Hari war ganz verdutzt. Als sie wieder in der Küche waren, sah er: Da standen zwei Bierflaschen auf dem Tisch. Sie waren geöffnet, aber randvoll. Niemand hatte daran getrunken. Wie war das möglich? Er hatte tatsächlich alles nur halluziniert.

Zwei Wochen später, als seine Frau wieder mal in die Stadt gefahren war, hörte er einen Traktor vorm Haus. Er schaute hinaus und sah, es war sein Nachbar Sami mit einem großen Anhänger voller Heuballen. Er ging hinaus, begrüßte ihn und half ihm beim Abladen. Dann tranken sie ein Bier zusammen, und Hari wusste genau, was Sami erzählen würde und wann er gehen würde – ein vollkommenes *Déjà vu* –, und als seine Frau wiederkam und er ihr die Scheune zeigte, war die Bühne voller Heu.

Seit dem Tag hatte Hari etwas mehr Respekt vor der Pflanze, von der es in der *Vamana Purana* heißt, sie sei dem großen Gott Shiva aus der Brust gewachsen. In Indien gibt es Sadhus, die rauchen Ganja und *Datura* zusammen zu Ehren dieses Gottes, dessen Beiname auch *Unmatta* („der Verrückte") ist. Stechapfel, so diese wilden Anhänger Shivas, kann ihnen göttlichen Wahnsinn (*unmatta*) verleihen und ihre Zauberkräfte (*Siddhi*) stärken.

Ich wohne hier im Allgäu ziemlich abgelegen auf einem Berg. Heutzutage kommen viele Radler, Wanderer, Nordic Walker – in der Lokalsprache „Stockenten" genannt – und Jogger vorbei. Früher waren es weniger Leute, aber mehr Geister, die sich über den Berg bewegten. Es ist nun schon einige Jahre her, da schaute ich an einem nebeligen Herbsttag aus dem Fenster mit Blick nach Nordosten – das

ist die Richtung, von der die meisten Geister und Perchten herkommen – und sah zwei langhaarige, bärtige Reiter mit weiten Hüten und wehenden Umhängen, gefolgt von einer Meute hechelnder Wölfe. Ich rieb mir die Augen. Waren es Wotan und Phol (Odin und Baldur) auf einem Ritt durch die Mittelerde, die da des Weges kamen? Aber die Erscheinung löste sich nicht auf, wie die meisten Geister es tun, sondern sie hielten mit ihren zwei schwitzenden Rössern und einem Packross direkt vor dem Haus; und die Wölfe waren lediglich große Hunde. Ob sie einen Schluck Wasser haben könnten und ob ich Streichhölzer hätte, fragten sie; sie seien Biobauern aus der Nähe von Lindenberg, und einmal im Jahr würden sie für eine Woche ausreiten, um sich von der harten Arbeit zu erholen. Da sie etwas vom biologischen Landbau verstanden und überhaupt angenehme Menschen waren, kamen wir ins Gespräch. Ich zeigte ihnen meinen Garten, der uns mit allem Gemüse und Kartoffeln versorgt, die wir im Jahr brauchen. Hier und da wuchsen Stechäpfel auf dem Gemüseacker. Ich hatte sie nicht ausgesät, sie waren von alleine gekommen, als Unkraut sozusagen. Als er sie sah, sagte der, den ich für Wotan gehalten hatte, er kenne die Pflanze gut, und erzählte folgende Geschichte:

„Ich weiß, was für eine Macht in diesem Nachtschattengewächs steckt, und wollte die Pflanze besser kennenlernen. Ein ganzes Jahr bereitete ich mich mit Meditation und Überlegungen auf eine Reise in ihr Reich vor. Dann nahm ich ein paar Samen ein. Es dauerte nicht lange, da wurde mir ganz schlecht. Ich hatte Magenkrämpfe, zitterte, der Kopf dröhnte schmerzhaft. Ich dachte, ich würde sterben. Und dann, auf einmal, ging es mir gut. Da klopfte es an der Tür unseres Bauernhauses. Als ich aufmachte, stand eine lustige Gruppe von Wanderern davor und fragte, ob ich ihnen etwas zu trinken geben könnte. Sie trugen dicke Stiefel und waren etwas merkwürdig gekleidet, aber sehr sympathisch. Ich freute mich, jemanden zum

Plaudern da zu haben, also lud ich sie ein zu einem Kaffee, den ich gleich kochte, und servierte jedem ein Stück Kuchen, den wir noch da hatten. Sie hatten viel Interessantes zu erzählen, und wir verbrachten einen lustigen Nachmittag miteinander. Als sie dann gegangen waren, wurde ich müde und schlief ein.

Am nächsten Tag, als ich erwachte, sah ich den gedeckten Tisch. Da waren Teller mit Kuchen, aber unangerührt, und Tassen mit kaltem Kaffee drin. Niemand hatte etwas getrunken oder gegessen. Es muss ein Besuch Andersweltlicher gewesen sein, vielleicht waren es Ahnen oder Geister der Natur oder Gottheiten. Ich weiß es nicht; ein Schauer überkam mich."

Nachdem er mir diese typische *Datura*-Geschichte erzählt hatte, gab ich ihnen die Streichhölzer. Nicht gerne gab ich sie, denn es waren unsere letzten, und da wir kein Auto hatten, würde ich demnächst den Berg hinunterlaufen müssen, um mir neue zu holen. Aber wem kann man schon Feuer oder Wasser verweigern.

Sie schwangen sich auf ihre Pferde, pfiffen ihren Hunden und ritten talwärts gen Westen, wo das nächste Dorf liegt. Ein paar Stunden später stand der Bauernhof neben der alten Kirche in Flammen. Er brannte ab. Die Bäuerin konnte gerade noch ein kleines Schwein aus dem Stall retten und hielt es in ihren Armen. Weder Rind noch Mensch waren zu Schaden gekommen, und eine Feuerschutzmauer hatte den Wohnteil unversehrt gelassen. Sie hatten Schwein gehabt. Ein Kurzschluss in einer Maschine zum Heutrocknen wurde als Ursache des Brandes ausgemacht. Die ratternde Maschine hatte Tag und Nacht, und sogar am Sonntag, die Totenruhe auf dem Kirchfriedhof gestört. Sonderbare Erscheinungszusammenhänge! War es vielleicht doch Wotan, der Herr der Totengeister, der da im Spiel war?

Ja, die *Datura* ist nicht ohne. Noch viele Geschichten gäbe es zu erzählen. Von dem Gebrauch als Justizdroge bei traditionellen Bantuvölkern in Schwarzafrika etwa. Verbrecher, die nicht gewillt sind, sich zu ändern und weiterhin gegen die gesellschaftlichen Regeln verstoßen, werden vom Ältestenrat verurteilt, Zombies zu werden. Man führt einen Scheintod herbei, indem man sie vergiftet. Sie werden begraben, in der Nacht aber von den Ältesten sofort wieder ausgegraben und fortan mit einem Stechapfelextrakt behandelt. Auf diese Weise werden sie in einem willenlosen Zustand gehalten und müssen dann als Zombie-Sklaven ihre Vergehen mühselig wieder abarbeiten. Der Stechapfel wirkt wie eine chemische Zwangsjacke. Auch Geheimdienste machen Gebrauch von dem aus der *Datura* extrahierten Skopolamin, um den Willen ihrer Gegner zu brechen. Und in Mexiko jubeln notgeile Casanovas gerne dummen, jungen Gringo-Touristinnen *Datura* (*Toloache*) unter, um an ihre Unterwäsche zu gelangen. Kenner der magischen Künste der Zigeuner erzählen, dass das Geheimnis der Wahrsagerei und der Zauberkünste des fahrenden Volkes auf genauen Kenntnissen der *Datura* beruhe. Auch andere, wie die Zauberer der Zuni im Südwesten Nordamerikas oder die *Sangoma* (Schamanen) im südlichen Afrika, benutzen den Stechapfel als Wahrsagerpflanze.

Auch Reisende nach Goa oder Kerala, wo die *Datura* wild wächst, haben Geschichten zu erzählen. Ich kenne Hippies, die sie einnahmen oder rauchten, um auf Trip zu gehen, und dann in einem tranceartigen Zustand mit stierem Blick zwei Tage lang auf Zehenspitzen auf und ab wippten, bis sie zusammenbrachen und sich dann an nichts, aber auch absolut nichts erinnerten. Oder die tragische Geschichte eines italienischen Hippiemädchens, das sich am Strand von Kovalam *Datura* reinpfiff und verwirrt in der Gegend umherirrte. Da man durch die Wirkung der Tropanalkaloide nicht schwitzen kann und es einem heiß wird, streifte sie

ihre Kleidung ab. Sie verirrte sich in ein von muslimischen Fischern bewohntes Dorf, wo man die wahnsinnige Nackte als eine vom Teufel besessene Hexe ausmachte und sie mit Steinen bewarf. Am Dorfrand stürzte sie über die Klippen ins Meer und gelangte so, ohne Möglichkeit einer Rückkehr, in die andere Dimension.

Der Stechapfel kam im 16. Jahrhundert nach Europa, entweder mit den Zigeunern, einer fahrenden Kaste unberührbarer Sänger und Wahrsager aus Indien, oder aus der Neuen Welt, die die spanischen *Conquistadores* erschlossen hatten. Über das Ursprungsgebiet streiten sich die Botaniker. Aber auch in einheimischen mitteleuropäischen Gefilden gibt es ein endemisches Nachtschattengewächs, das der *Datura* in nichts nachsteht. Es ist die Tollkirsche, die Belladonna, eine Zauberpflanze, welche die Nordgermanen *Galbeere* nannten, von germanisch *galen* („Zauberlieder singen“; *gala* = „Zaubergesang, Schamanengesang“). *Galsterer* hieß bei diesen indigenen Völkern der Schamane, der durch magischen Gesang die Wirklichkeit verändern und Mensch und Tier heilen oder schädigen konnte. *Galstervater* war einer der vielen Namen des Schamanengottes Odins (Wotans). *Wutbeere, Wutkirsche* sind weitere Benennungen. *Wut* hatte damals eine andere Bedeutung als heute, es bezeichnete die „rasende Ekstase, die *Begeisterung*, die Besessenheit, inspiriertes Singen, den Rausch. *Wotan* (angelsächsisch *Woden*, alemannisch *Woutis, Moutis*, skandinavisch *Odin*), der Anführer des wilden Geisterheeres, der wilden Jagd – Sennen erleben diese noch gelegentlich auf der Alp –, war der Meister dieser „Wut“. Walkerbeere und Walkerbaum sind weitere mundartliche Bezeichnungen dieser Pflanze. Sprachforscher vermuten, dass sich das auf die Walküren, die fliegenden schönen jungen Frauen

bezieht, welche die Seelen der gefallenen Helden hinauf in Odins Walhalla führen.

Auch über dieses Nachtschattengewächs gibt es viele Geschichten zu erzählen. Eine erzählte mir ein Schauspieler, den man gelegentlich im Fernsehen sieht. Gegen Ende der Sechziger Jahre, als Hippies und Blumenkinder mit Schlafsack und Gitarre in der ganzen Welt unterwegs waren, trampte er mit seiner Freundin per Anhalter durch Frankreich. In einer bewaldeten Region, irgendwo im gebirgigen Zentralmassiv, stießen sie auf eine fröhliche Gruppe musizierender, kiffender Hippies, die sie einluden mitzufeiern. Da sie wenig Geld und keine andere Unterkunft hatten, schlugen sie dort ihr Zelt auf. Gegen Abend kochten die Hippies einen Kräutersud, der unter anderem Tollkirsche enthielt. Seine Freundin weigerte sich, auch nur einen Schluck von dem Hexengebräu zu probieren, aber der junge Schauspieler wollte kein Spielverderber sein. Er trank ein, zwei Schlucke, und da ihm daraufhin etwas unwohl und schwindelig wurde, entschied er sich, erst einmal im Wald spazieren zu gehen. Obwohl es dunkelte, konnte er recht gut sehen. Er kam an eine Lichtung, und da saß, auf weiches Moos gebettet, ganz allein, ein schönes Mädchen. Sie hatte langes blondes Haar, und ihr leichtes Kleid ließ einen wohlgeformten Körper erkennen. Es war ihm, als säße seine Traumfrau vor ihm. Sie war viel reizender als seine Freundin, lächelte ihn freundlich an und lud ihn ein, bei ihr zu sitzen. Ein Verlangen nie gekannten Ausmaßes ergriff ihn, und er wusste, sie würde ihm nichts verwehren. Sein Herz klopfte wie wild. Doch ehe er sie an sich riss, um den Honig ihrer Lippen zu kosten, zögerte er. Aus irgendeinem Grund dachte er an seine Freundin, die da unten im Zelt auf ihn wartete; er hatte das Gefühl, dass er sie für immer verlieren würde, wenn er seinem Verlangen nachgeben würde. Er riss sich los. Verwirrt und stolpernd lief er zurück ins Lager, kroch ins Zelt und schlief ein. Als er am nächsten Tag mit

brummendem Schädel erwachte, dachte er, was für ein Idiot er sei. Alle redeten über freie Liebe, und das war seine Chance gewesen. Aber vielleicht war das schöne Mädchen noch da. Noch ehe er frühstückte, lief er den schmalen Waldpfad hinauf. Gerade da, wo sie auf Mooskissen gesessen hatte, hörte der Weg abrupt auf. Vor ihm lag ein schierer Felsabgrund. Es durchfuhr ihn wie ein Blitz: Hätte er nur einen Schritt weiter auf sie zu getan, wäre er jetzt tot. Die Treue zu seiner Freundin hatte ihm das Leben gerettet. Er war der Belladonna – der „schönen Frau“, wie die Pflanze auf lateinisch heißt – begegnet.

Auf dem Berg, auf dem wir leben, wächst die Tollkirsche überall bei den Fichten, nahe am Wegesrand. Im Frühling treiben die Blätter kräftig aus. Ende Juni erscheinen die blassen, lila bräunlichen, glockenförmigen Blüten. Als wollten sie sich vor der Sonne verstecken, hängen sie der Erde zugewandt unter den Blattachseln. Schon oft hatte ich an ihnen gerochen, doch kein Duft ging von ihnen aus. Eines Nachts jedoch, gegen elf Uhr, auf dem Heimweg durch den dunklen Wald, schlug mir ein betäubender süßlicher Duft entgegen. Ich war verblüfft. Ein Duft, wie man ihn in einem billigen Pariser Puff erwarten würde, und das mitten im Wald? Es war die Belladonna. Nicht im Licht der Sonne lässt sie sich bestäuben, sondern tief in der Nacht von den Nachtfaltern. Die glänzenden schwarzen Beeren, die im Herbst erscheinen, sind schön anzusehen und schmecken angenehm süß – für Unwissende verführerisch und lebensgefährlich!

Was die Frühlingsblätter betrifft, so ähneln sie sehr denen des frisch austreibenden Beinwells. Das wurde einem Bekannten zum Verhängnis. Wie jedes Jahr im Frühling sammelt er, zusammen mit einer Gruppe von Freunden, verschiedene Wildkräuter. In geselliger Runde wird ein „Neunkräutersalat“ zubereitet und eine leckere „grüne

Suppe“ gekocht. Es ist ein Ritual, das schon die alten Kelten, Germanen und Slawen kannten, ein Ritual, das mit der neu erwachenden Lebenskraft der Natur verbindet, das Blut reinigt und die Frühjahrsmüdigkeit vertreibt.

„Da sah ich die jungen Beinwellblätter am Wegesrand“, erzählte er, „und ich bückte mich, um einige zu pflücken. Doch dann, als ich sie näher anschaute, dachte ich: Nein, irgendwie sehen sie nicht richtig aus und ging weiter. Nach einigen Schritten überlegte ich: Was soll es anderes sein als Beinwell, und pflückte eine Handvoll für die Suppe. Nach dem Genuss wurde uns schrecklich schlecht und die ganze Gesellschaft endete mit Sirene und Blaulicht in der Notfallklinik, wo man uns den Magen auspumpte. Als ich da im Krankenhausbett lag, bemerkte ich etwas Merkwürdiges: Ich konnte genau hören, was viele Kilometer entfernt gesprochen wurde. Es war sozusagen ‚Fernhören’. Auf diese Weise konnten wohl Schamanen und Zauberer andere ausspionieren. Es war unheimlich. Ich würde es nie wieder machen wollen, aber es war ein wertvolles Erlebnis.“

Nachdem ich mehrere solche Geschichten gehört hatte, nahm ich mir vor, mich näher mit diesen außergewöhnlichen Pflanzen zu befassen, vielleicht auch mal vorsichtig mit ihnen zu experimentieren, um sie besser kennenzulernen. Ein solches Kennenlernen gehört ja schließlich mit zu den Aufgaben eines Ethnobotanikers. Aber ich unterließ es. Vielleicht wirkten in mir unbewusst die Warnungen meines Vaters nach. Jedesmal, wenn ich als kleiner Junge irgendeine unbekannte Beere probierte, warnte er vor der Tollkirsche. Ich glaube aber, dass er selbst nicht wusste, wie die Tollkirsche wirklich aussieht.

Einige Jahre später jedoch hatte ich Gelegenheit, das Nachtschattengewächs besser kennenzulernen. Es war im Spätsommer, ich hielt gerade einen Kräuterkurs in Langenbruck im Baselbiet. Hier, auf den Kalksteinfelsen des

Jura, wachsen Buchenmischwälder mit vielen interessanten Pflanzen: Zahnwurz, Lasarkraut, Pyrenäenstorchschnabel und so weiter. Eine junge, rothaarige Hex', die als Kursteilnehmerin mit dabei war, erzählte ganz aufgeregt, sie habe oben auf dem Berg eine stattliche Tollkirschstaude gefunden. In meinen freien Stunden stieg ich die Höhe hinauf, um zu sehen, ob es sich lohnen würde, später gemeinsam mit der Gruppe die Zauberpflanze zu besuchen.

Problemlos fand ich sie – ein Prachtexemplar voller reifer schwarzer „Kirschen". Um mich meditativ in sie zu vertiefen, setzte ich mich unmittelbar vor ihr auf den Erdboden. Damit die ätherischen Energien zwischen ihr und mir ungehindert fließen konnten, zog ich Schuhe und Hemd aus und legte jedes Metall (Taschenmesser, Schlüssel) beiseite. Es ist universaler Brauch, egal ob in Afrika, Amerika oder Eurasien, dass man sich einer Pflanze, mit der man sich verbinden will, ohne Metall nähert, ausgenommen ist Kupfer und Silber. Metall, insbesondere Eisen, vertreibt den Geist der Pflanze. Ich zentrierte mich, begrüßte sie mit einem Tabakgeschenk – es hätte auch ein Kupferpfennig oder ein Schluck Bier sein können – und betrachtete sie mit voller Aufmerksamkeit. Ich musterte sie liebevoll, betastete die glatte Haut der Stängel und die weichen Blätter mit den Fingerspitzen, nahm schnuppernd ihren nicht ganz angenehmen Geruch auf, legte ein fingernagelgroßes Blattstückchen auf die Zunge und ließ den süßlich bitteren Geschmack auf mich wirken.

Allmählich nahmen meine Sinne immer feinere Nuancen wahr. Die Staude schien zu leuchten, zu vibrieren – ich fing an, sie auf eine Art und Weise zu sehen, wie es keine Kamera je würde aufzeichnen können. Die schwarzen Früchte kamen mir auf einmal immer mehr wie Augen vor, die mich ihrerseits beobachteten. Zuletzt schloss ich meine Augen und versuchte, mit meinen ätherischen Sinnen in die Pflanze „hineinzuspüren". Es ist so: Je tiefer die

Pflanzenmeditation, umso mehr verliert man das Zeitgefühl, und umso mehr steigert man sich in einen Zustand hinein, der nur als wonnevoll beschrieben werden kann. Das Bewusstsein nähert sich wellenmäßig dem Pflanzenwesen; die eigene Seele flutet rhythmisch in die Sphäre der Pflanze hinein. Ehe man sich jedoch vollkommen in ihr verliert, nimmt die Intensität ab. Es muss ein natürliches Gesetz sein, etwa so, wie der Flut die Ebbe folgt. Wäre das nicht so, würde man der Welt entschweben.

Als ich wieder auf der normalen alltäglichen Bewusstseinsebene angelangt war, verabschiedete ich mich geistig von ihr und stand auf. Erst da bemerkte ich, dass sich ein Tier, ein dunkelbrauner, fast schwarzer Baummarder, neben mir aufhielt. Als ich ihm den Kopf zuwandte, spannten sich seine Muskeln zum Sprung, um zu fliehen. Aber dann spürte er, dass ich mich – obwohl ich mich bewegt hatte – noch immer in einem Alphawellenzustand befand. Augenblicklich entspannte er sich wieder. Die tiefschwarzen Augen, mit denen er mich ansah, glichen genau den dunklen Tollkirschbeeren. Ich erkannte: Es war der Tollkirschgeist, der den Marder als Medium benutzte, um sich diesen Menschen, der da so tief in seine Sphäre eingedrungen war, von außen anzuschauen. So etwas ist möglich. Die Geistseelen der Pflanzen sind ja nicht so stark in ihrer Leiblichkeit inkarniert, nicht so vollständig „eingefleischt“ wie die Seelen der Menschen oder der Tiere. Pflanzenseelen umweben ihre stofflichen Leiber, sie können körperlos reisen, können mühelos durch Mauern und Gegenstände schweben, können sich tierischer Körper bemächtigen und mittels deren Sinnen die Umgebung wahrnehmen. Mit der Hilfe des Marders hatte mich die Tollkirsche gerochen und mich mit seinen schwarzen Augen angeschaut. Irgendwie passte das hübsche, neugierige, nachtaktive Raubtier zum Wesen der Belladonna.

Der Marder lief nun entspannt und langsam den Waldweg entlang. Dann, nach etwa zwanzig Metern, drehte er sich noch einmal um, als wollte er sich verabschieden, schaute mich mit seinen schwarzen Tollkirschaugen an und verschwand im Gebüsch. Staunend und von dem Erlebnis überwältigt, kletterte ich den steilen Felspfad wieder ins Tal hinab. Morgen würde ich die Kursteilnehmer hochführen und ihnen die Tollkirsche zeigen.

Am nächsten Morgen, nach dem Frühstück, machte sich unsere Gruppe, bestehend aus rund zwölf Pflanzenfreunden, auf den Weg. Es war ein angenehm warmer Spätsommertag, die Sonne strahlte aus einem wolkenlosen blauen Himmel. Als wir auf halber Höhe waren, sahen wir von Westen her eine kleine sahneweiße Wolke über der Jurakette aufsteigen. Immer höher erhob sie sich. Im Nu verwandelte sie sich in einen großen grauen Gewitterbock, der zielstrebig in unsere Richtung zog. Bald bedeckte er den ganzen Himmel. Ein heftiger Wind hob an. Aus dem wühlenden Grauschwarz zuckten Blitze, und plötzlich peitschte ein heftiger Regen, der sich in Hagel verwandelte, auf uns nieder. Die arglosen Wanderer suchten Schutz vor dem himmlischen Trommelfeuer, wo sie nur konnten. „Es ist nicht mehr weit bis zur Tollkirsche!“, rief ich und rannte, die Hände zum Schutz gegen den Hagel über den Kopf haltend, in Richtung der Pflanze. Nur drei oder vier völlig durchnässte Teilnehmer wagten mitzurennen. Der Rest machte gar nicht den Versuch.

„Da steht sie!“, schrie ich in den tosenden Sturm hinein und zeigte auf die Staude, aber es war unmöglich, auch nur stehenzubleiben und sie näher zu betrachten. So schnell wir konnten, flohen wir, über gefährlich glitschige Steine stolpernd und rutschend, den Hang hinunter. Als wir die anderen erreichten, hörte der Hagel auf. Es dauerte nicht lange, da hörte es auch auf zu regnen. Auf halbem Weg

nach unten zogen sich die grauen Wolken zurück, die Sonne schien wieder. Als wir das Tal erreicht hatten, war der Himmel wieder strahlend blau. Unten war es trocken, es hatte nicht einen Tropfen geregnet. Was für eine machtvolle Pflanze! Es schien, als wollte sie uns ein Zeichen geben: Sie wollte sich nicht der bloßen Neugier preisgeben. Wie kann man dafür Worte finden?

Im folgenden Jahr veranstaltete Sphinx-Workshops wieder einen Pflanzenkurs mit mir in Langenbruck. Ich nahm mir vor, auch diesmal die Gruppe zur Tollkirsche zu führen und ihr mit einem kleinen Ritual, einem *Puja*, die Ehre zu erweisen. Die Wanderung den steilen Felspfad empor verlief ohne Schwierigkeiten. Kein Gewitter, kein Hagelsturm versperrte uns den Weg. Als wir aber dann die Pflanze sahen, waren wir entsetzt. Zerbrochen und niedergetrampelt lag sie auf dem Boden. Jemand hatte sie mit einem Stock übel zugerichtet – wahrscheinlich ein besorgter Tugendbold, ein Gutmensch, der sie als böse Giftpflanze erkannt hatte. Es bestand ja die Gefahr, dass ein Kind an den heimtückisch süß schmeckenden Beeren naschen und sich dabei vergiften konnte! Da ist es doch richtig, dass man das Teufelskraut gleich vorbeugend zerstört, ehe es sich versamt, vermehrt und Schaden anrichtet. Es war schon immer Aufgabe der Tugendhaften, das Böse zu bekämpfen – Fliegenpilze zu zertrampeln, Spinnen zu zerquetschen, Schlangen und andere giftige Tiere zu töten, politisch Unkorrekte mundtot zu machen und so weiter –, wo immer man es auffindet. Mit einer solchen Einstellung wird man aber selbst zum Frevler. Der liebe Gott oder Mutter Natur sind weiser als unser beschränkter Verstand, und sicherlich haben auch diese Geschöpfe eine Daseinsberechtigung.

Nachdem die Tollkirsche mich gesehen hatte, meinte ich, es sei an der Zeit, ihre Kraft besser kennenzulernen und eine Salbe aus ihr herzustellen. Das würde mir, dem Kulturanthropologen, auch helfen, gewisse kulturelle Erscheinungen, wie das mittelalterliche Hexenwesen oder veränderte Bewusstseinszustände, besser zu verstehen. Ich sorgte dafür, dass alles richtig und in guter geistiger Gesinnung gemacht wurde: Der Ort, an dem die Beeren gesammelt wurden, war ein alter, von einem Kruzifix markierter Kraftort; beim Kochen der Beeren im Fett der Weihnachtsgans wurden Shiva-Mantras und Obertöne gesungen, die zentrierend wirken. Ich achtete auch darauf, dass keine „negativen" oder unglücklichen Gedanken mit in den Sud hineingerührt wurden.

Der alte Aberglaube besagt, dass alles, was man während der Zubereitung denkt, „Wirklichkeit" wird. Um im Einklang mit dem Kosmos zu bleiben, wurde rhythmisch und sonnenläufig (im Uhrzeigersinn) gerührt. Auch die Mondstellung und die Konstellationen des Tages wurden berücksichtigt. Vom materialistischen Standpunkt aus gesehen, scheint das alles überflüssig zu sein. Man glaubt, es gehe ja nur um Tropanalkaloide, um chemische Verbindungen und deren Wirkung auf Synapsen des Nervensystems. Aber Völkerkundler bestätigen, dass überall auf der Welt die Herstellung solcher Dinge mit großer ritueller Vorsicht bedacht wird. Man achtet auf jedes Detail, und jeder Schritt wird mit Gebet und heiligem Gesang begleitet. Alles, sagen die Eingeborenen, auch die Gedanken und Gefühle, sind „Zutaten" und beeinflussen letztendlich die Wirkung. Als die Salbe abgekühlt war, rieb ich versuchsweise eine geringe Menge in die Armbeuge und beobachtete, was nun mit mir geschah.

Plötzlich zeigte sich ein Wolf im Fenster, schaute in die Stube und fixierte mich mit stechendem Blick. Er war lebensecht, ich hörte ihn hecheln. Unvorbereitet hätte man

einen riesigen Schrecken bekommen, aber ich schaute ihn ruhig an. Er war der Schwellenhüter zur Anderswelt. Allmählich verwandelte er sich in eine wild aussehende Person, einen Waldschrat vielleicht, und lud mich ein, ihm in den Wald zu folgen. Da ich aber keinen Grund hatte, mich in diese Dimension zu begeben, keine Fragen, deren Antworten nur in der wilden Wurzelwelt zu holen sind, bedankte ich mich und blieb auf dieser Seite des Seins. Reine Neugierde hat in diesen Bereichen keinen Platz und ist gefährlich. Vor diesen Welten und ihren Bewohnern sollten wir Respekt haben.

Interessant ist auf jeden Fall die Erscheinung des Wolfs. Wolfsverwandlungen, Werwolfphänomene und Visionen von Wölfen werden im Zusammenhang mit der Tollkirsche immer wieder erwähnt. Carl Kiesewetter (1854 – 1895), der bei einem seiner Selbstversuche das Leben verlor, und andere Volkskundler sprechen von „seelischem Rapport“ mit diesen Tieren, von „Sympathie“ oder „astralkörperlichem Rapport“ mit wirklichen Wölfen. Ebenso wie die Seele der Ginsengpflanze dem Pflanzensammler als Tiger erscheinen kann und die der Wegwarte als Hirsch, so erscheint die Seele der Tollkirsche mit Vorliebe in der Astralgestalt eines Wolfes (oder Marders). Was kann man auch anderes bei einer Pflanze Odins erwarten, da Odin Herr der Wölfe ist?

Hier in den bewaldeten Schluchten des Allgäus wird von Einheimischen gerne gewildert. Ein Wilderer, der mir einmal etwas selbstgemachte Gamswust brachte, erzählte mir von einem alt überlieferten Wilderergeheimnis. Im Herbst nimmt er, angefangen mit geringer und dann ansteigender Dosierung, Tollkirschen zu sich. Das macht ihn sensibel, er weiß dann intuitiv, wo sich die Hirsche oder Gämsen aufhalten und auch, wo die Jäger unterwegs sind. Ähnlich sollen die Kräutersammler im Riesengebirge die gefährlichen Beeren benutzt haben. Sie nahmen eine genau

dosierte geringe Menge ein, um sich mit dem Wald- und Berggeist Rübezahl, dem Herrn der Kräuter, in Verbindung zu setzen und vom ihm das notwendige Kräuterwissen zu erfahren.

Die Tollkirsche hinterließ in der menschlichen Geschichte eine Spur von Wahnsinn und Tod, wie die folgenden Beispiele bezeugen: Im 11. Jahrhundert schlugen die Dänen das schottische Heer. Sven Knutson, der Anführer der Dänen, vereinbarte im Waffenstillstandsabkommen unter anderem, dass die Schotten mehrere Fässer Wein schicken sollten. Man wollte den Sieg ordentlich begießen. Die listigen Schotten aber mischten Tollkirschsaft in den Wein. Als die Sieger dann im narkotischen Delirium lagen, töteten die Schotten sämtliche dänischen Krieger.

Renate Singer, die Subpriorin des Klosters Unterzell, war unter den Betschwestern unbeliebt. In der Nähe der unheimlichen Frau soll es gespukt haben. Als man in ihrem Garten „Bärmutz“ (Tollkirsche) fand, war sie überführt. 1746 wurde sie als Zauberin enthauptet.

Noch immer fordert die Belladonna ihre Opfer, in den letzten Jahren besonders unter Möchtegernzauberern und Pseudoschamanen und unter Jugendlichen, die sich davon einen „natürlichen“ Trip versprechen, sich dabei aber eine Reise in die Anderswelt ohne Rückfahrkarte einhandeln. Angeblich gibt es inzwischen mehr Tote durch diese „natürliche“ Droge als durch Heroin oder synthetische Substanzen. Aber auch, wenn man mit dem Leben davonkommt, lässt die Belladonna denjenigen, der in ihre Hände gefallen ist, nicht so leicht wieder los. Im alten Angelsächsischen nannte man die Tollkirsche Dwale (englisch dwell berry, dänisch dvalebeere). Dwale oder Dwell bedeutet Trance, Entrückung, aber auch an etwas (aus der Vergangenheit) haften bleiben, psychisch gefesselt oder des eigenen Willens beraubt sein. Derjenige, der der Macht

der Tollkirsche verfallen war, wurde als Dweller bezeichnet, was fast den Beigeschmack eines Zombies hat.

Vor einiger Zeit kam meine Frau ins Schreibzimmer, wo ich arbeitete. „Da draußen steht ein Mann und starrt ganz abwesend das Haus an“, sagte sie beunruhigt. Ich solle mal nachsehen, was er wolle. Ich plusterte mich auf, holte tief Luft und trat hinaus. Tatsächlich stand da ein langhaariger, etwas verwahrloster Hüne. Geistesabwesend, als schaue er in eine unsichtbare Welt, starrten seine blauen Augen auf die Hausfassade. Als er mich wahrnahm, kam er ruckartig wieder zu sich. „Ähm …, tschuldige, … ähh … ich habe hier mal gewohnt. Wollte nur mal gucken, wie es jetzt hier aussieht“, stotterte er und fügte hinzu: „Irgendwie komme ich nicht los von hier.“

„Setz dich auf die Bank, wir können ja ein Bier trinken, und du kannst mir deine Geschichte erzählen“, sagte ich und war gespannt, was er über den Ort, an dem wir nun seit einigen Jahren lebten, zu erzählen hatte. Das alte Klostergebäude, das irgendwann im Dreißigjährigen Krieg von einem Appenzeller Pächter in seiner gegenwärtigen Form wieder aufgebaut worden war, hatte in den siebziger Jahren leer gestanden. Da hatte er sich, als Hippie auf der Flucht vor den Wirren der Großstadt, mit Kind und Kegel so lange hier eingenistet, bis ihn schließlich der harte Allgäuer Winter wieder vertrieb. Im Spätsommer, beim Gang durch den Wald, fielen ihm die vielen Tollkirschen auf, die auf dem Berg wuchsen. Er hatte zwar gelesen, dass sie giftig seien – aber wer glaubt schon alles, was er liest? Außerdem geht probieren über studieren. Also kostete er eine Beere. Süß schmeckte sie! Er kostete noch eine. Im Ganzen muss er um die 15 Beeren gegessen haben. (Für Kinder können schon 3 bis 4 Beeren tödlich sein, für einen Erwachsenen werden 10 bis 12 Beeren als tödliche Dosis angegeben. Mit Blättern sind Vergiftungen ab 0,3 Gramm möglich.) Es endete damit,

dass er zwei volle Tage im Wald lag und sich nicht bewegen konnte. Es erforderte seine gesamte Kraft und Willensanstrengung, die Atmung aufrechtzuerhalten.

„Hattest du Flugerlebnisse oder irgendwelche außerkörperlichen Erfahrungen?“, wollte ich wissen.

„Nein“, antwortete er, „es kam mir nur so vor, als ob ich meine Tochter sah, die in einer weit entfernten Großstadt lebte, und dass sie sehr besorgt war.“ Nachdem er endlich wieder zu sich gekommen war, wollte er kein Wort sprechen. Es dauerte drei Monate, bis er wieder anfing zu reden. Nicht, dass er nicht sprechen konnte, er sah einfach keinen Sinn darin. „Es ist doch sowieso alles, wie es ist, was gibt es da zu sagen?“ Auch andere Dinge, die die Menschen taten, kamen ihm sinnlos vor. Obwohl inzwischen viele Jahre vergangen waren, hatte er – so schien es mir – nie wieder richtig Fuß gefasst. Die Vergangenheit hielt ihn im Bann. Die Belladonna hatte ihn noch nicht wieder losgelassen, er war zum „Dweller“ geworden. „Pfüa Gott“, führ (dich) Gott, sagt man zum Abschied im Allgäu, und das wünschte ich ihm vom ganzem Herzen, als er ging.

Fast ebenso heftig wie die Tollkirsche ist das Bilsenkraut, das einst die wichtigste bewusstseinsverändernde Pflanze der Kelten war. Sie weihten es dem Sonnengott *Bhel* oder *Belenos*, dessen Licht als ordnende Kraft auf der Erde wirkt. Bilsenkraut war die hauptsächliche Zutat für das Kultbier, das bei Stammesversammlungen getrunken wurde. Es kam jedoch nie in das gewöhnliche Bier, das alltäglich getrunken wurde. Da benutzte man andere Kräuter, etwa Scharfgarbe, Heidekraut, Brennnessel und vor allem den Gundermann. Das Trinkhorn mit dem den Göttern geweihten und von den Druiden gesegneten Bilsenbier kreiste durch die Runde der Beratenden, die sich unter der heiligen Eiche versammelt hatten. Das Gebräu sollte nicht zu besinnungslosem Rausch führen, sondern den Ratern helfen, sich vom Alltag zu lösen.

Dabei wurden die Waffen abgelegt und ruhten, ebenso wie alle Egoismen und Niederträchtigkeiten, die man sonst mit sich herumträgt. Die Götter selber sollten die wichtigen Stammesangelegenheiten beraten, und das sakrale Bier machte es möglich, dass diese die Menschen als Vehikel benutzen und weisen Rat erteilen konnten.

Das alte kulturelle Muster hat sich teilweise bis heute noch am Dorfstammtisch oder am Tisch der Ratsherren einer Stadt erhalten. Die heilige Eiche ist aber zum runden Eichentisch geworden, und das Bier, das beim Besprechen der anstehenden Probleme getrunken wird, enthält kein Bilsenkraut mehr, sondern nur den gutchristlichen Hopfen.

Als ich einmal mit Bilsenkraut experimentierte, konnte ich den Vorgang des altkeltischen psychedelischen Kreisrituals besser verstehen. Als die Wirkung einsetzte, war es, als ob ich nur von Göttern umgeben sei. Jeder Mensch erschien mir göttlich und unser Dasein als ein Maskenball, ein Spiel der Götter. Es muss so gewesen sein, dass ich unwillkürlich mit Hilfe dieser Pflanze den göttlichen Kern in den anderen Menschen wahrnahm. Nur, fragte ich mich, was tue ich da als armer kleiner Mensch unter all den Göttern?

Besonders bei den wichtigen Jahreszeitfesten, die dem Sonnengott geweiht waren – beim Maifest (Beltaine), wenn er sich mit dem Blumenmädchen, der Tochter der Erde, der Pflanzengöttin vermählt – oder zur Mittsommerwende, wenn er vom Pfeil seines Nachfolgers, dem feurigen *Lugh* (Lugus, Loki), getroffen wird und sein Niedergang beginnt, wurde das sakrale Bier zubereitet. Diese Feste, wo das Bier getrunken wurde, waren Gemeinschaftsfeste, getragen von dem gesamten Stamm unter Leitung der erfahrenen Druiden und Schamanen. Auf diese Weise wurden alle Teilnehmer vom Gruppengeist mitgetragen und es wurde geschaut, dass keiner in ein finsteres Loch fällt, in irgendeinem innerpsychologischen Sumpf stekken bleibt

oder absackt. Ohne den kultischen, gemeinschaftlichen Kontext ist es gefährlich und es ist davon abzuraten, Bilsenbier zu trinken.

Weil gewiefte Brauer im Mittelalter gerne ihre Biere mit *Hyoscyamus* (Bilsen) rauschiger machten, kam es manchmal zu Todesfällen. Die Zecher kippten mit dem Humpen in der Hand einfach von der Bank und standen nicht wieder auf. Das wurde im Zeitalter des Frühkapitalismus und der angehenden Manufaktur als Problem gesehen. Diese Art des Zechens vertrug sich nicht mit der aufkeimenden Arbeitsethik. Also erließ der bayerische Kurfürst 1516 das „Reinheitsgebot des Bieres“, das eigentlich eines der ersten Antidrogengesetze war. Eigentlich bin ich froh, dass das heutzutage in Deutschland noch in Kraft ist, wenn man bedenkt, was alles an chemischem „Scheißdreck“ in die Biere kommt; die Zutaten des amerikanischen Standardbiers können einen das Gruseln lehren.

Andererseits ist es schade, dass man nicht mehr die vielen verschiedenen alten Kräuterbiere, die ja auch Heilbiere waren, brauen darf. Im freien Land der Schweizer nimmt man das bayerische Gebot nicht ganz so ernst. Mein Freund Paul Silas Phyl, Leiter eines Instituts für Ernährung und Gesundheit, experimentierte mit alten Kräuterbieren. Sein Gundermannbier war die absolute Köstlichkeit. Für den 1. August, den Tag des Rütlischwurs, braute er ein besonderes Bilsenbier. Diesen Feiertag feierten wir mit einem Augustfeuer auf einem Berg oberhalb des Dorfes Amden am Walensee. Ich hatte mir vorher arg den Fuß verstaucht und humpelte hinauf zum Feuerplatz. Oben angekommen, nahm ich mir eine Flasche von Paul Silas’ Spezialbier. Das schmeckte wunderbar, löschte aber den Durst nicht – die Tropanalkaloide im Bilsenkraut stellen die Speicheldrüsen ab, so dass man durch das Trinken tatsächlich ständig durstiger wird. Ich griff zur nächsten

Flasche, deren Inhalt noch besser schmeckte als der von der ersten. Zum Glück war keine dritte Flasche mehr da, andere Feiernde hatten sich schon bedient. Und auf einmal fing ich an zu tanzen. Als hätte ich mir nie den Fuß verstaucht, begann ich die Straße hinunterzurennen. Immer schneller rannte ich und konnte kaum glauben, wie schnell sich meine Beine bewegen konnten, ohne dass ich hinfiel, mir die Knochen brach oder gegen einen Fels klatschte. Und plötzlich verwandelten sich die Arme, die ich ausgebreitet hatte, um das Gleichgewicht zu halten, in Rabenschwingen. Die gespreizten Finger verwandelten sich in schwarze Federn, und ich flog als Rabe krächzend den Berg hinab. Rundherum brannten die Augustfeuer, und die Lichter des Dorfes kamen „wie im Flug" immer näher. Im Dorf verwandelte ich mich wieder in meine menschliche Gestalt und fragte mich, wie ich das alles heil überlebt hatte.

Meine Hippie-Freunde in Amerika machten ihre Bekanntschaft mit dem Bilsenkraut durch die Asthmazigaretten, die es damals in den sechziger Jahren in den *Drugstores* zu kaufen gab. Wenn es mal kein Marihuana zu rauchen gab, kauften sie sich diese Zigaretten, mit denen man einen sonderbaren Rausch erzielen kann. Die Regierung, der es nicht gefiel, dass sich die Bürger erdreisteten, ihren Bewusstseinszustand selber so einzustellen, wie sie wollten, ließ dann die Asthmazigaretten verbieten und vom Markt verschwinden – zum Leidwesen der Asthmakranken.

Bilsenkraut findet man heute kaum mehr in der freien Natur in Mitteleuropa. Im Mittelalter war es häufiger anzutreffen. Brauer kultivierten ihre Bilsengärten, und die böhmische Stadt Pilsen, die für ihr Bier weltberühmt wurde, wurde – wie Sprachforscher vermuten – nach dem Kraut benannt. Das Bilsenkraut kam wahrscheinlich mit den neolithischen Bauern als wärmeliebende Ruderalpflanze mit

nach Norden. Als aber im 14. Jahrhundert mit der „Kleinen Eiszeit“ das Klima abstürzte, die Alpen vergletscherten und es so kalt wurde, dass die Feigen und Esskastanien, die Hildegard von Bingen im Rheinland noch kannte, verschwanden, da war es auch für das Bilsenkraut schwieriger zu überleben. Erst seit dem letzten Jahrhundert steigen die Temperaturen wieder an. Da hätte das Bilsenkraut erneut eine Chance gehabt, sich wieder als Wildpflanze zu verbreiten, wäre da nicht der Kartoffelkäfer gewesen, der 1887 von Nordamerika aus nach Europa einwanderte und sich über die mit Erdäpfeln bepflanzten Äcker hermachte. 1936 überquerte der Käfer erstmals den Rhein; Anfang der fünfziger Jahre wurde er in der DDR und dem Ostblock zur Plage und führte zu Nahrungsmittelversorgungsengpässen, so dass die Genossen glaubten, der amerikanische Geheimdienst hätte sie heimlich über den Feldern abwerfen lassen. Ebenso gerne wie Kartoffelkraut frisst der Kartoffelkäfer auch Bilsenkrautblätter. Als ob das nicht schlimm genug gewesen wäre, erreichte in den achtziger Jahren die gefräßige, rote Spanische Wegschnecke, dank Gemüsetransporten von jenseits der Pyrenäen, das mittlere Europa. Auch ihr schmeckt das Bilsenkraut besonders gut. Man könnte also sagen, die Zauberpflanze sei Opfer der Globalisierung geworden.

Wie jeder weiß, ist auch der Tabak ein Nachtschattengewächs, eines, das aus Amerika stammt. Christoph Kolumbus brachte es von seiner ersten Reise aus Kuba mit. In seinem Reisetagebuch schreibt der geschäftstüchtige Admiral (19. Oktober 1492): „Meine Augen werden nicht müde, eine solche herrliche Vegetation anzusehen, die so verschieden von der unserigen ist. Ich glaube, dass dieselbe vielerlei Gräser, Kräuter und Bäume erzeugt, welche in Spanien als Färbe- oder Arzneimittel

großen Wert haben würden.“ Von dem Kraut, „mit dem die Eingeborenen räuchern“, glaubte er jedoch nicht, dass man es in Europa gewinnbringend vermarkten könne, dennoch bringt er dem König Ferdinand einige zu Zigarren gerollte Blätter des *tabacos* mit. So kann man sich irren!

Ich weiß nicht, ob diese Geschichte stimmt, aber ein spanischer Seemann, einer der ersten Europäer, der Tabak qualmte, wurde von der Inquisition erfasst und hingerichtet, denn – so das Urteil – nur ein Teufel bläst Rauch aus seinem Rachen. Überhaupt traf das „amerikanische Bilsenkraut“ auf harten Widerstand. Der Papst erließ eine Bannbulle, muselmanische Sultane ließen Raucher köpfen, und der Bibelübersetzer King James (Jakob 1) schrieb ein *Counterblaste to Tobacco* (1604), worin es von dem Kraut hieß: „Abscheulich dem Auge, gehässig der Nase, schädlich dem Hirn, gefährlich der Lunge, dieser stygische Rauch des bodenlosen Höllenlochs!“ Dem hätte ich als Zehnjähriger, nachdem ich meine erste Bekanntschaft mit einer italienischen Zigarillo gemacht hatte – wobei ich eine jämmerlich grünlich-blasse Gesichtsfarbe angenommen hatte und mir schwindlig und speiübel geworden war –, sicherlich zugestimmt. Und dennoch rauchte ich einige Jahre später mehrere Packungen Pall Mall pro Tag. Das Alkaloid Nikotin ist eines der stärksten Suchtgifte überhaupt; es ist so giftig, dass ein Tropfen genügt, um einen Hund umzubringen.

Den europäischen Bauern, die dann das gewinnträchtige Suchtmittel anpflanzten und selber in die Pfeife stopften, war die Pflanze auch nicht ganz geheuer. Die Volkssage erzählt, wie der Teufel eines Nachts auf einem brachliegenden Acker Tabak pflanzt und den Bauern, der am nächsten Tag des Weges kommt, fragt, ob er die Pflanze kenne. Klar kennt er sie. Welcher rechtschaffene Bauer wird schon zugeben, dass er etwas nicht kennt? „Dann sag mir, wie sie heißt“, sagte der Bocksfüßige, „kennst du ihren

Namen, ist das Feld samt den Pflanzen dein, kennst du ihn nicht, bekomme ich deine Seele! In vierzehn Tagen treffen wir uns hier wieder.“ Als der Bauer verzweifelt und niedergeschlagen nach Hause kam, fragte ihn seine Frau, was los wäre. Als er ihr von der Begegnung erzählte, meinte sie: „Ach, Mann, wenn das alles ist!“ Am Abend, vor der abgemachten Zeit, sprang sie nackt in ein Teerfass, dann wälzte sie sich im Hühnerstall, so dass sie wie ein komischer Federvogel aussah. Dann rannte sie zum Feld des Teufels und fing an, die Pflänzchen herauszureißen. Als er das sah, schrie der Teufel erbost: „Scher dich aus meinem Tabaksfeld, du blöder Vogel. Lass meinen Tabak in Ruhe!“ Wegen seiner klugen Frau wurde der Bauer reich, ohne seine Seele dafür hergeben zu müssen.

Für die indianischen Ureinwohner der Neuen Welt ist der Tabak heilig. Als bewusstseinsbewegendes Kraut spielt er eine Hauptrolle in Kult und Religion. Er eignet sich bestens als Geschenk und Opfer an die Geister. Bei jeder Heilséance wird Tabakqualm geblasen, bei jeder Begegnung mit anderen Mächten wird es gegeben, beim Heilwurzelgraben wird etwas Tabak in das Loch gestreut. „Die Geister sind danach süchtig, es stimmt sie friedlich“, erklärte mir der Cheyenne-Medizinmann Tallbull. Die Tabakpfeife und die Zigarre sind indianische Erfindungen, aber der Gebrauch des Tabaks als krebserregendes Genuss- und Suchtmittel ist europäisch.

Bekanntlich sind auch die Kartoffel und die Tomate Nachtschattengewächse. Jeder kennt sie, und kaum jemand würde auf den Gedanken kommen, dass sie ebenfalls bewusstseinsverändernde, geistbewegende Wirkungen auslösen können. Zwar enthält das Laub der beiden nahe verwandten Pflanzen das Sapoalkaloid Solanin, das Übelkeit, Erbrechen, schwere Krämpfe und Ohnmacht auslösen kann, aber keine psychotropen Alkaloide. Aber trotzdem gibt es

skeptische Stimmen, was die geistige Wirkung angeht. In der anthroposophischen Literatur lesen wir, dass „das innere schöpferische Denken in Europa zurückgegangen ist von dem Augenblick an, als die Kartoffelnahrung populär geworden ist“. Es sei richtig, dass die Erdäpfel auf den Geist abstumpfend wirken, dass sie dumm und selbstgenießerisch egoistisch machen und somit für den Geisteszustand der heutigen Menschheit mitverantwortlich sind. Die Kartoffel, behauptet Rudolf Steiner, „werde im Kopf verdaut“. Einer seiner Schüler schreibt: „Kartoffelgenuss fördert in keiner Weise die innere Regsamkeit, wirkt hingegen lähmend auf das Sensorium, kann selbst auch auf die Dauer das Mittelhirn und die Entwicklung des Hirnstamms in seiner Funktion schädigen“. Ein übermäßiger Kartoffelgenuss der Eltern bereite der Geistseele des Kindes Schwierigkeiten, in das Kopforgan richtig einzudringen, so Steiners Schüler Rudolf Hauschka. Ich glaube nicht, dass das stimmt, aber selbst wenn, so würde ich weder auf Rösti, noch auf sächsischen Kartoffelkuchen, noch auf „Quarkklitscher“, noch auf richtige Bratkartoffeln, noch auf Erdäpfelsuppe, noch auf grüne Klöße, noch auf Pommes, noch auf Paprika-Chips verzichten wollen, denn diese haben tatsächlich eine geisterhellende Wirkung auf mich: Sie machen mich fröhlicher und dankbar fürs Leben.

Roger Liggenstorfer veranstaltete einmal eine Ausstellung zum Thema „Psychedelische Pflanzen“ in Solothurn. Eines der Ausstellungsobjekte waren Kartoffeln. Einer der Besucher, der Polizeichef der Stadt, wurde stutzig beim Anblick.

„Wieso Erdäpfel?“, fragte er.

„Denken Sie an Kartoffelschnaps“, antwortete Roger.

Vor der Tomate, die Kolumbus auf seiner dritten Reise an der Küste Venezuelas kennenlernte und sie für den „Apfel“ hielt, den der Teufel der Eva zuspielte, hatte man auch lange

Angst. Da die Landschaft dort über alle Maßen schön war, die Vegetation so üppig, die Tiere so friedlich, die Eingeborenen so gut aussehend und so makellos gesund, glaubte der Entdecker allen Ernstes, er sei dem Garten Eden, von dem die Heilige Schrift spricht, nahe gekommen. Deswegen heißt die Tomate in Österreich, Schlesien und Böhmen noch immer „Paradiesapfel“ oder „Paradeiser“. Aber, wie gesagt, so ein Apfel kommt vom Teufel. Er symbolisiert die sündhafte Wolllust, mit der er Adam und Eva ansteckte. Man erkannte auch gleich die Verwandtschaft dieser Pflanze zur Tollkirsche. Trotz all dem pflanzten die Europäer das exotische Nachtschattengewächs in ihre Ziergärten. Aber es dauerte lange, ehe jemand wagte, die verbotene Frucht zu essen. Wahrscheinlich war es ein von der Liebe enttäuschter Italiener, der sich das Leben nehmen wollte, der zuerst in den „Liebesapfel“ biss und merkte, dass er gar nicht giftig ist, sondern sogar gut schmeckt. Inzwischen ist die Tomate aus der italienischen Cuisine nicht mehr wegzudenken.

Auch mit der irrigen Vorstellung, die Tomate sei, wie andere Nachtschattengewächse, eine Hexenpflanze, die Wahn, Geilheit und Halluzination erzeugen könne, wurde schon seit langem aufgeräumt. Auch wenn die Anthroposophen meinen, die Tomate sei „mit Materie überlastet“ und, „dass ein unheimlicher Geist in ihr atme“, so ist sie dennoch absolut kein Psychedelikum.

Oder vielleicht doch? Wenigstens tendenziell? Auf jeden Fall bescherte mir die Tomatenpflanze ein ungewöhnliches, aufschlussreiches Erlebnis, welches ich hier nicht verschweigen will. In der landwirtschaftlichen Kommune nicht weit von Genf, wo ich als Gärtner den ganzen Tag damit beschäftigt war, Tomatenstauden aufzubinden und deren Geiltriebe zu entfernen, hatte ich ein Tomaten-*Darshan*. Die aromatische Ausdünstung der vielen Pflanzen in dem abgeschlossenen Folientunnel war nahezu

überwältigend. Wie üblich bei solchen Arbeiten, ließ ich die Gedanken schweifen. Ich sann über das „Raumschiff Erde“ nach, über die fragile, nur wenige Millimeter dicke grüne Chlorophyllschicht, von der alles Leben auf diesem Planeten abhängt. Mein Geist sah die unnötige Zerstörung der Wälder, der Lungen der Erde, und die Ausbreitung der Wüsten. „Wir leben auf einem sterbenden Planeten“, dachte ich betrübt. Plötzlich jedoch war ich in eine andere Dimension entrückt. Ein Engel – es muss der Tomaten*deva* gewesen sein – sagte: „Du irrst. Der grüne Mantel der Mutter Erde ist nur äußerer Ausdruck der Lebensfülle, die das Universum durchflutet. Leben und Bewusstsein gehören zum Wesen des Seins, man kann sie nicht endgültig zerstören. Sei getrost, tue deine Arbeit und fürchte dich nicht.“

Das kam aus solchen Tiefen, dass es mir zur Überzeugung geworden ist. Ich danke noch heute der Tomate für diese Einsicht und weiß, dass es kein „unheimlicher Geist“ ist, der in ihr atmet, sondern ein sehr starker, freundlicher.



Latua pubiflora

Christian Rätsch

Auf der Suche nach dem Baum der Zauberer

Seit Jahren durchstreife ich die Welt auf der Suche nach Pflanzen, die in der traditionellen Heilkunst und im Schamanismus der dortigen Völker verwendet werden. Ich weiß, dass diese oft abenteuerliche Suche niemals zu Ende sein kann, aber sie wird immer spannender und erkenntnisreicher. Mein Hauptinteressengebiet sind die Zauberpflanzen, verbunden mit ihrem rituellen Nutzen. Wohl die meisten Zauberpflanzen sind in irgendeiner Form psychoaktiv. Sie bewegen Geist und Gemüt, schenken Visionen und körperliche Sensationen. Sie sind oft pharmakologisch hoch aktiv, und können – falsch angewendet – ziemlichen Schaden stiften. Zauberpflanzen sind wie Messer. Sie tun an sich nichts; allerdings kann man damit jemanden erstechen oder sich eine Stulle schmieren.

Zauberpflanzen sind nur dann nützlich, wenn man sie zum richtigen Zeitpunkt, am richtigen Ort unter den erforderlichen Bedingungen benutzt. Deshalb gibt es in traditionellen Ethnien Schamanen, Zauberer und Kräuterkundige, die das Wissen um die Zauberpflanzen bewahren und nutzen. Oft ist der Gebrauch einer derart stark wirksamen Pflanze ganz alleine den Schamanen und Schamaninnen vorbehalten. Allerdings kann man auch unter ihrem Schutz Bekanntschaft mit den phantastischen Wirkungen der heiligen Zauber- und Schamanenpflanzen machen. Oft schützen die Schamanen ihr Wissen, indem sie ihre Zauberpflanze öffentlich als Giftpflanze verrufen. Aus diesem Grund ist sicherlich schon viel traditionelles oder

geheimes Wissen verlorengegangen. Immer dann, wenn ein Volk ausgerottet oder missioniert und dominiert wurde.

Praktisch jede Kultur kennt oder kannte einmal Wirkungen und Nutzen psychoaktiver Gewächse. Meist werden sie als »Pflanzen der Götter« verehrt, wie der Ethnobotaniker Richard Schultes und der LSD-Entdecker Albert Hofmann in ihrem gleichnamigen Buch auf eindrucksvolle Weise gezeigt haben. Dieses Werk war ein Meilenstein in meiner Ausbildung zum Ethnopharmakologen. Das Buch hat mich sehr berührt, weil es zeigt, wie andere Völker und alte Kulturen mit der Natur umgegangen sind, welche tiefe Kenntnis sie über die Wirkungen und rechten Anwendungen visionär wirkender Pflanzen haben oder hatten. Es wird auch deutlich, dass Schamanen keine abergläubischen Scharlatane sind, sondern raffinierte Naturwissenschaftler und Pharmakologen. Auf der ganzen Welt haben Schamanen Pflanzen verschiedener Gattungen und Arten gefunden, die dieselben oder sehr ähnliche Wirkstoffe enthalten. So etwa verhält es sich bei den Nachtschattengewächsen (**Solanaceae**).

Diese Pflanzenfamilie umfasst Tausende von Arten, wovon einige psychoaktive Wirkstoffe enthalten. Es gibt aber viele Nachtschattengewächse, die als Nahrungsmittel große kulturelle und ökonomische Bedeutung gewonnen haben. Dazu gehören vor allem die Kartoffeln, Tomaten, Auberginen, Chilipfeffer, Paprika, um nur die bekanntesten zu nennen. Die berühmtesten psychoaktiven Nachtschattengewächse sind Stechapfel (*Datura*), Engelstrompete (*Brugmansia*), Alraune (*Mandragora*), Bilsenkraut (*Hyoscyamus*), Tollkirsche (*Atropa*) und Tabak (*Nicotiana*). Die weniger bekannten sind das Krainer Tollkraut (*Scopolia*), der australische Pituri-Strauch (*Duboisia*), der südamerikanische Nachtjasmin (*Cestrum*), der chilenische Fabianastrauch (*Fabiana* oder *Pichi-Pichi*), der kolumbianische Campanila-Strauch (*Iochroma*), der

mexikanische Goldkelch (*Solandra*) und die amazonische Brunfelsie (*Brunfelsia*). Im Lexikonteil des Buches *Pflanzen der Götter* war auch ein äußerst ungewöhnliches und offensichtlich sehr seltenes, zudem kaum erforschtes Nachtschattengewächs angeführt: *Latua pubiflora*. Ein Strauch, der nur in sehr begrenzten Arealen von Süd-Chile vorkommt und selbst dort selten ist. Das Bild war nach einem alten Herbarium-Exemplar gezeichnet worden und gibt kaum einen richtigen Eindruck der Pflanze wieder.

Latua pubiflora heißt im Mapuche *latúe*, »die, die tötet«. Im regionalen Spanisch wird sie *palo de los brujos*, »Baum der Zauberer/Hexer« genannt und als tödlich wirksames Gewächs gefürchtet, geradezu vernichtet. Wenn ein Farmer eine *Latua* auf seinem Grundstück entdeckt, lässt er sie entfernen und verbrennen, ganz wie eine Hexe auf den Scheiterhaufen gebracht wird.

Seit *Pflanzen der Götter* erschienen war (erstmals 1980 in deutscher Sprache), hatte ich davon geträumt, *Latua pubiflora* zu finden, zu verehren und genauer kennenzulernen.

Als ich am Manuskript meiner Enzyklopädie der psychoaktiven Pflanzen arbeitete und die entsprechenden Dias aus meinem Archiv zusammenstellte, wurde mir schmerzlich klar, dass ich kein Foto von der *Latua* hatte. Ich wollte eines haben, unbedingt. So schloss ich mich einer ethnobotanischen Expedition nach Chile und Nordwestargentinien an.

Während wir einige Zeit in Santiago de Chile übrig hatten, nutzte ich die Gelegenheit und flog mit meinem Freund Rob Montgomery nach Valdivia. Rob ist ein brillanter Pflanzenkenner, Ethnobotaniker und Pharmazeut. Er hat den ersten ethnobotanischen Fachhandel *... of the Jungle* gegründet und das Botanical Preservation Corps ins Leben gerufen. Der Versandhandel dient der Verbreitung seltener Schamanenpflanzen, der Friedenschor der

Wissensvermittlung. Auch Rob wollte seit Jahren eine *Latua* in echt sehen und erleben.

Bei unserer Ankunft war Valdivia in düstere Nebelschleier gehüllt. Im Hotel markierten wir die aus Herbarien und botanischen Artikeln belegten Fundorte der *Latua*. Sie waren leider sehr vereinzelt und weit voneinander entfernt. Aber wir hatten ja eine Woche Zeit. Sie wurde zu einer der längsten und spannendsten Wochen meines Lebens.

Am nächsten Morgen besuchten wir den Jardín Botanico, den botanischen Garten von Valdivia. Dort wuchs alles, nur keine *Latua*. Als wir die Botaniker im Universitätsinstitut nach *Latua pubiflora* befragten, erhielten wir nur Schulterzucken als Antwort, trotz Empfehlungsschreiben von Carlos Aldunate, dem Direktor des Nationalmuseums. Der sehr freundliche und elegante Mann hatte viele ethnobotanische Forschungen in seinem Land durchgeführt oder geleitet. Aber über *Latua* wusste auch er nur Spärliches.

Unser einziger Anhaltspunkt blieb die Karte mit den Fundplätzen. Sie wurden allerdings vor langer Zeit, oft um 1900 herum oder in den vierziger Jahren, dokumentiert. Unser erstes Ziel war die Insel Chiloé. Sie wird manchmal auch das „südamerikanische Irland“ genannt, weil es dort klimatisch sehr ähnlich ist. Es regnet praktisch immer, schneit dafür nie. Ein idealer Ort für Pflanzen und Pilze. Die Inselflora ist sehr artenreich und wird von den Mapuche-Indianern vielseitig genutzt.

In Ancud, dem Hauptort von Chiloé, angekommen, fragten wir jeden Menschen nach dem Baum der Zauberer. Niemand wollte ihn gekannt haben. Selbst im örtlichen Büro der Forstbehörde war die Pflanze unbekannt. Nach stundenlangen Fahrten und Krabbeleien im Gestrüpp und Schlamm hatten wir alle in den Herbarien bezeichneten Orte aufgesucht: vergeblich! – Keine Spur von dem raren

Geschöpf. Eine sehr alte, wind-und wettergegerbte Mapuche-Frau erklärte uns in gebrochenem Spanisch, dass es die Pflanze überall gebe; wir sollten nur noch tiefer in den Busch eindringen. Noch mehr Frust! Ein Kräuterhändler auf dem Marktplatz riet uns, dass wir unsere Suche besser aufgeben sollen, die Pflanze sei sehr selten und kaum jemals gesichtet worden. Außerdem traut sich niemand zu sagen, dass er oder sie die Pflanze kennt und sogar wüsste, wo sie wächst. Denn mit ihr kann man töten, hexen, verzaubern. Wer solch Gewächs kennt, steht sofort im Verdacht, ein Schadenzauberer oder eine Hexe zu sein.

Eine geringe Hoffnung machte uns der extrem apathische Direktor des kleinen Volkskundemuseums in Ancud. Er berichtete völlig abwesend, dass er einmal *Latua*-Blätter geraucht und zusätzlich *Latua*-Tee getrunken habe. Die Wirkung war verheerend. Er wurde in völlige Verwirrung gestürzt, tagelang im Delirium mit grauenhaften Visionen und dem Gefühl zu verbrennen. Man konnte dem Mann ansehen, was er durchgemacht hatte. Er war ohne den Schutz eines erfahrenen Schamanen durch die Hölle gegangen. Er gab ein gutes Beispiel dafür ab, was man besser nicht tut. Die Pflanze ist wie ein kompliziertes Gerät oder wie eine selbstbewusste Wesenheit. Wenn man keinen Führerschein hat, klebt man nur allzu leicht am Baum.

Die Schamanenpflanze straft den ignoranten Geist. Auch den respektlosen. Die südamerikanischen Schamanen sehen in psychoaktiven Gewächsen sogenannte „Meister-Pflanzen“; denn sie sind Lehrer und Heiler zugleich. Sie schenken Wissen und Gesundheit, aber nur, solange man die Grundregel des Gebrauches befolgt: das Wissen um die wirksame Dosis, das Erkennen des rechten Zeitpunktes und die Auswahl des Ortes. Wer diese Faktoren übersieht, wird durch einen heftigen „Zen-Schlag“ mit der Zauberkraft der Pflanze konfrontiert.

Der gebrochene Museumsdirektor gab uns zumindest einen guten Tipp. Wir sollten nach Osorno fahren und auf dem *Mercado Ferias liebre de Ratue* nach den dortigen Kräuterkrämern Ausschau halten. Sie würden *Latua*-Blätter für *baños de reumatismo*, medizinische Bäder für rheumatisch Leidende, verkaufen. Vielleicht könnten ja sie uns verraten, wo die *Latua* zu finden sei. Aber welcher Händler verrät schon gerne seine Quellen?

Wir hatten bereits eine halbe Woche mit unserer Suche verbracht und wurden immer hoffnungsloser. So wollten wir am nächsten Morgen aufbrechen und die Insel Chiloé verlassen. Erstaunlicherweise schien die Sonne und tauchte die grüne üppige Natur in einen zärtlichen Goldschein. Es war der 6.6.1996 – die katholischen Chilenen glaubten, es sei wegen seiner Zahlensymbolik (666) der Tag des Antichrists. Alle Geschäfte blieben geschlossen, sogar die Kirchen wurden verriegelt, die Altäre verhängt und den Leuten geraten, nicht das Haus zu verlassen. Wohl kein guter Tag, um nach einer dämonisierten Zauberpflanze zu forschen …

Auf dem Weg zur Fähre sahen wir eine Baumschule. Wir hielten und wollten dort ein letztes Mal nach *Latua* fragen, falls sich jemand blicken ließ. Ich sprang aus dem Auto und sah, wie ein älterer, dunkelbraungebrannter Mann mit einer freundlichen Geste auf mich zukam. Ich wollte nicht lange um den Brei herumreden, wir hatten ohnehin schon zuviel Zeit verloren. „*¿Usted conoce la planta latúe o el árbol de los brujos?* – Kennen Sie die *Latua*, den Baum der Zauberer?“ – „*¡Como no!* Selbstverständlich!“ Er fügte noch fast wie beiläufig hinzu, dass die Pflanze Halluzinationen bewirken würde und deshalb von den Chiloensern gefürchtet werde.

Wir waren geplättet. Der erste Mensch, der eindeutig wusste, wovon er redete. Wir fragten weiter, ob er uns

vielleicht die Pflanze am Standort zeigen könne. Er bejahte, schränkte aber ein, dass er sehr wichtige Umpflanzungen vorzunehmen hätte und erst am späten Nachmittag nach 17 Uhr Zeit hätte. Es war gerade 10 Uhr früh. Nach quälenden Stunden des Wartens kehrten wir zur Baumschule zurück. Als wir näherkamen, kam uns der alte Mapuche entgegen. In den Händen hielt er einen Zweig von dem Bäumchen, das er *Latúe* oder *Latuy* nennt. Groß war die Enttäuschung. Es war der Ast eines anderen Strauches.

What a bummer, was für ein Reinfall, wie die Amerikaner sagen. Als Rob und ich aus dem Schock der Frustration erwachten, trauten wir unseren Augen nicht. Denn der Ast stammte eindeutig von *Desfontainia spinosa*, einer fast völlig unerforschten Schamanenpflanze, die im kolumbianischen Sibundoy-Tal zur Erzeugung von Visionen genutzt wird. Dieser Fund war eine kleine ethnopharmakologische Sensation, der erste ethnographische Beleg für den tatsächlichen Gebrauch im Schamanismus, zudem in einem neuen Gebiet. Der Frust schlug in völlige Begeisterung um. Der Alte führte uns durch ein Moorgebiet hindurch zu dem Baum, dem Stammbaum unseres Ästchens. Er kannte jede Pflanze in Mapuche und Spanisch beim Namen, wußte alles über ihre Heilanwendungen und sonstigen Nützlichkeiten. Und das alles am Tag des Tieres.

Desfontainia, auf Spanisch auch *muerdago* genannt, war also eine bisher unbekannte Schamanenpflanze der Mapuche. Unser Informant nannte sie Latuy oder Latúe, gab ihr also dieselben Namen wie der *Latua*. Daraus kann man schließen, daß *Latúe* ein Überbegriff für psychoaktive Meisterpflanzen ist. Wieder eine neue Erkenntnis.

Unser Informant erzählte uns noch voller Bedauern, dass der am stärksten wirksame Pflanzenteil die Früchte seien, im Moment aber nicht die Saison dafür sei.

Wir sammelten von der *Desfontainia* reichlich Material; geeignete Pflanzenteile zum Pressen und Deponieren in verschiedenen Herbarien; sowie reichlich Blätter für folgende Bioassays, menschliche Selbstversuche.

Es wurde bald dunkel, und wir mussten uns beeilen, um die letzte Fähre zu erwischen. Wir mussten dringend nach Osorno. Die attraktive Dame an der Rezeption eines etwas heruntergekommenen Hotels war völlig aus dem Häuschen, Gäste aus Kanada und Deutschland zu bekommen. Sie fragte, was uns in diese Gegend verschlagen hätte. Wir murmelten nur noch „Palo de los brujos“ und fielen erschöpft ins Bett. Als es hell wurde, fuhren wir bereits zum Marktplatz. Es war Freitag und der letzte Tag unserer Woche. Am Abend um sechs ging unser Flugzeug von Valdivia nach Santiago. Wir konnten nicht verlängern, weil wir am Sonnabend mit der Expedition in die Atacama-Wüste aufbrechen mussten. Uns blieben also nur noch wenige wertvolle Stunden für unsere Suche übrig.

Die meisten Kräuterhändler auf dem Markt kannten zwar den Namen Latúe, wussten aber angeblich nichts über die Pflanze. Lediglich eine uralte, verschrumpelte Kräuterfrau erzählte uns, dass sie aus Latúe-Blättern und anderen Zutaten einen *Licor* (»Likör«) zur äußerlichen Anwendung bereiten würde, gerade aber keine einzige Flasche dabei hätte. Der *Licor* wird bei Rheuma, Arthritis, Husten und allen Schmerzen auf die Haut aufgetragen und einmassiert. Soll sehr gut helfen, fügte sie hinzu. Nach der Heimat der Pflanze befragt, zeigte sie mit dem Kinn in Richtung Küste. Da irgendwo liegen die Berge, wo *Latua* vorkommt.

Wir rasten sofort die Straße zum Meer hinunter; natürlich viel zu schnell. Rob trat plötzlich in die Bremsen. Er hatte aus dem Augenwinkel ein vielversprechendes Schild am Straßenrand gesehen. Tatsächlich! Dort stand eine riesige Tafel, auf der zu lesen war, dass am Ende des

Holperweges ein Institut zur Aufzucht und Pflege medizinisch wertvoller Pflanzen gelegen sei. Rob preschte mit unserem Mietwagen durch Schlaglöcher, Pfützen und Schlammlaken.

Nach einer Fahrt, die eigentlich nur einem Jeep zugetraut werden darf, gelangten wir zu einer Art Gärtnerei. Als wir stoppten, kam uns ein Mann entgegen und fragte nach unserem Begehren. *Latua*. Sonst nichts. Er zuckte die Schultern, erklärte stolz, dass sie letzte Woche den letzten *Latua*-Strauch vom Grundstück entfernt hätten – damit die Heilpflanzen nicht vergiftet werden würden. Er nahm unsere Bestürzung wahr und empfahl uns, nach San Juan de la Costa, auch Misión la Costa genannt, zu fahren und den dortigen Padre zu fragen. Er könne uns ganz bestimmt weiterhelfen; zudem würden alle Leute jener Gegend, eines traditionellen Mapuche-Areals, die „gefährliche Giftpflanze“ kennen.

Uns behagte der Gedanke gar nicht, einen christlichen Pater nach einer heidnischen Schamanenpflanze zu fragen. Dennoch rasten wir dem Ort entgegen. Unterwegs sammelten wir jeden trampenden Mapuche ein. Jeder kannte hier Latúe; jeder wusste, dass es die wichtigste Zauberpflanze der *Machi*, so heißt der Schamane (meist eine Frau) auf Mapuche, ist.

Endlich gab es eine Spur. San Juan de la Costa war auch auf einem alten Herbarium-Eintrag als Fundort vermerkt. Als wir in dem kleinen Dorf ankamen, parkten wir den Wagen direkt zwischen der Kirche und dem Hospital. Da uns die Mapuche-Tramper von grausigen Vergiftungen erzählten, stapften wir in das Hospital. Die erstaunlich junge Oberschwester schickte uns ebenfalls zum Dorfprediger. Als wir an seine Tür klopften, sprang sie sofort auf, als ob Padre Agrien auf uns gewartet hätte. Wir schilderten unser Anliegen. Er sagte nur: „Kommt mit“, und führte uns in den Kirchgarten. Dort arbeiteten mehrere Gärtner, die uns

begeistert mitteilten, dass sie alle *Latua*-Sträuche entfernt hätten. Wir waren am Ende. Uns blieben nur noch zwei Stunden für die Suche. Wir fühlten uns wie Parsifal und die Gralsritter. Gebeugten Hauptes schlurften wir zu unserem völlig verdreckten Mietwagen. Da kam die Wende.

Uns humpelte ein alter Mann entgegen. Er war nur in Stofffetzen gehüllt und sah aus, als wenn er sich noch nie gewaschen hätte. Besonders eindrucksvoll war sein zerfurchtes Gesicht mit den dicken struppigen Augenbrauen. Padre Agrien rief ihn herbei und sagte zu ihm, dass er doch wohl *Latúe* kennen müsse und den neugierigen und rastlosen Fremden helfen könne. Er lachte auf, schlug sich auf die Schenkel und rief, wenn nicht er, wer solle denn dann die *Latúe* kennen. Er kam zu uns gehumpelt und berichtete, wie er täglich ein Dekokt aus den Blättern, Früchten, Blüten und Ästchen äußerlich an seinen rheumatischen Gelenken anwende. Die Blätter seien auch wirkungsvoll, wenn sie in Öl eingelegt und auf die Haut massiert würden. Wir konnten es kaum glauben, aber wir hatten unseren Mann gefunden; er hieß bezeichnenderweise Santo Uribe Piñao. Wir luden ihn in unser Auto, boten ihm einen Tageslohn an und fuhren zu seinem Haus. Er wollte uns zuerst sein Material zeigen, damit wir sicher sein könnten, dass es die Pflanze unserer Träume sei.

Auf Santo Uribes Grundstück stand neben einem eingezäunten Gärt-chen eine Art vergrößerte Hundehütte. Eigentlich bestand sein Haus nur aus ein paar zusammengenagelten Planken aus grobem Holz. Wir folgten ihm und kamen an einer Blutroten Engelstrompete (*Brugmansia sanguinea*) vorbei. Ich erzählte Santo Uribe, dass ich ihre extrem stark halluzino-gene Wirkung gut kenne. Er lachte und versicherte mir, er kenne sie auch. Er fügte noch hinzu, dass die Samen der von ihm *pe recillo* genannten Art zum Schabernacktreiben brauchbar wären. Manche Mapuche machen sich einen Spaß daraus, anderen

die zerstampften Samen in den Kaffee zu streuen und sie dann bei ihren blödsinnigen Reaktionen auf die halluzinogene Wirkung zu beobachten.

Unser Informant kroch in seine Hütte und kramte einen Plastikbeutel mit seiner *Latua*-Medizin hervor. Rob untersuchte den Inhalt und jubelte, von Freude überwältigt „Das ist sie!“ – Endlich.

Santo Uribe, der uns jetzt wirklich als Heiliger erschien, drängte uns ins Auto und gab die Richtung vor. Wir schaukelten die ausgefahrenen Wege entlang immer höher in die Berge. Vor uns erschloss sich eine Landschaft, die an den Schwarzwald erinnert. Es war leider stark bewölkt, und das Licht war denkbar ungünstig zum Fotografieren.

Der Weg wurde zunehmend steiler und immer schlammiger. Rob hat viele Jahre im Dschungel verbracht und gelernt, wie man mit einem Vehikel durchkommt. Ich konnte es kaum glauben, wie sich unser kleines Stadtauto durch Schlamm und Pfützen kämpfte. Der Weg vor uns wurde aber so schlecht, dass Rob resignierte, den Wagen stehen ließ und den Motor ausschaltete. Ich wollte es einfach nicht glauben, dass alles umsonst gewesen war. Da klopfte uns Santo Uribe auf die Schultern und deutete mit seinem Kinn auf den Wegesrand. Plötzlich riss die Wolkendecke auf und ein Sonnenstrahl fiel auf einen Strauch, an dessen Ästen glitzernde Rubine hingen. „*¡Ese es la latúe!* – Das ist die *Latua*!“

Wir stürzten aus dem Wagen und fielen vor der Pflanze auf die Knie. Rob holte etwas Tabak hervor, reichte den Beutel an mich weiter. Ich nahm etwas in die Hand und hielt den Tabaksbeutel zu Santo Uribe. Offensichtlich sehr erfreut und überrascht nahm auch er etwas. Wir streuten den Tabak an die Wurzel des prächtigen Strauches, bedankten uns bei ihrem Pflanzengeist und baten um Vergebung, dass wir von ihr etwas Material ernten wollten. Jetzt wurde auch deutlich, dass unser neuer Freund der Schamane des Dorfes war.

Die *Latua* ist nicht nur wegen ihrer Inhaltsstoffe (vor allem der Tropanalkaloide Scopolamin und Atropin) eine Zauberpflanze. Ihr Anblick ist schon bezaubernd. Die glockenförmigen herabhängenden Blüten schmükken die Äste wie Juwelen, besonders in der tiefstehenden Sonne. Es war unfassbar. In der allerletzten Minute unserer einwöchigen rastlosen Suche wurden wir vom Pflanzengeist begrüßt. Zudem lachte die Sonne und ließ das göttliche Gewächs in heiligem Glanz erstrahlen.

Literatur

PREISSEL, Ulrike und Hans-Georg
(1997): *Engelstrompeten: Brugmansia und Datura* (2.Aufl.). Stuttgart: Ulmer.
RÄTSCH, Christian
(1998): E*nzyklopädie der psychoaktiven Pflanzen*. Aarau: AT Verlag. SCHULTES, Richard & Albert HOFMANN
(1995): *Pflanzen der Götter*. Aarau: AT Verlag.

Schamanische Verwendung der *Latua*

Früher wurde die *Latua pubiflora* häufig von den Schamanen (machi) der Mapuche in der Gegend von Valdivia benutzt. Die meisten Schamanen der Mapuche sind weiblich, nur einige wenige Männer haben dieses Amt. Bei einer Gruppe der Mapuche, den Huilliche, wird die Pflanze noch heute als Schamanenbaum verehrt, denn er bringt Kraft, Wissen und Erkenntnis, bietet magischen Schutz und kann heilen.

Vor der Ernte muss der Pflanze ein Opfer (Brot, gekochtes Huhn, Weizengrütze) dargebracht werden. Dann spricht man zum Pflanzengeist ein kurzes, aber sehr wichtiges Gebet: »Kleine Pflanze, komm zu mir, ich nehme etwas von dir, damit du mir Gesundheit gibst.«

Viele Schamanen behaupten, dass sie ihre Kräfte und Fähigkeiten durch die Einnahme von *Latúe*-Zubereitungen

bei ihrer Initiation erhalten haben.

Latúe ist für die Mapuche-Schamanen das wichtigste Räucherwerk zur Vertreibung böser Geister, schlechter Stimmung, Sorgen und Trauer. Dazu wird das Kraut, immer mit anderen Substanzen vermischt (*Fabiana* und *Cestrum*), in das offene Feuer gestreut.

Die Pflanze wurde auch von schwarzen Schamanen (*kalku*) für niederträchtige Zwecke (Verhexung, Todeszauber) gebraucht.

Latúe soll heftige Delirien und visuelle Halluzinationen erzeugen und bewirkt starke Mundtrockenheit, Vergrößerung der Pupillen, Kopfschmerzen und Verwirrung. Die Wirkung soll bis zu drei Tage andauern; Nachwirkungen können (ähnlich wie bei *Brugmansia*) wochenlang anhalten. Selbst ein Blättertee erzeugt Halluzinationen und Krämpfe. Es heißt auch, dass *Latua* permanente Schwachsinnigkeit erzeugen kann. Den Schamanen macht die Pflanze anscheinend nichts aus; im Gegenteil, sie hilft ihnen, um an verborgene Informationen zu gelangen.

Quelle: Natürlich – Magazin für ganzheitliches Leben, www.natuerlich-online.de



Solanum lycopersicum Tomate

Claudia Müller-Ebeling

Taita Tomate oder Ein ethnobotanischer Orgasmus

Wie man weiß, kommt die Tomate ursprünglich aus Amerika; genauer aus Mittelamerika, Mexiko. Von dort stammt auch ihr weltweit geläufiger Name. *Tómatl* nannten die Azteken die knallrote runde Frucht.

Ihre sinnlich rotseidige Rundung entzückte die adeligen Kreise der Alten Welt, die ihrer zuerst ansichtig wurden. Spanische Conquistadoren hatten sie aus dem Eldorado, dem gelobten Goldland, mitgebracht. Vermutlich heißt sie auch deshalb in Österreich Paradeiser. Doch ihr Auftritt als Obst bescherte der Tomate zunächst einen Karriereknick. Erst, als der genussirritierte europäische Gaumen sie als Gemüse identifizierte, lernte man hierzulande, ihr nuancenreich süßes Aroma zu schätzen.

Kaum vorstellbar, wie die italienische Küche ohne Tomate wäre. Die lukullischen Genüsse der sogenannten Spaghettifresser lernte man in Teutonien erst Anfang der sechziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts kennen. Mit der Entdeckung der italienischen Speisekarte erlebte die Tomate Höhenflüge in ungeahnte Dimensionen. Spaghetti-, Pizza-, Ketchup- und Miracoli-Generationen ohne Tomate? Unvorstellbar, diesseits und jenseits des großen Teiches.

Das war uns bekannt und vertraut. Dass das aztekische Gemüse zum Adelstitel taugte, erfuhren wir erst in Kolumbien.

In diesem wunderschönen, leider von Guerilla und Korruption gebeutelten Land waren wir 2004 im Rahmen der

Recherchen für unser Ayahuasca-Buch mit unserem Kollegen Arno Adelaars[1] unterwegs. Zunächst in der Hauptstadt Bogotá, die weitaus schöner als ihr Ruf ist, wo wir die Gastfreundschaft von Dr. Fabio Ramirez genossen, der in seiner Praxis die westliche Schulmedizin mit schamanischem Heilwissen verbindet. Dann weiter nördlich in Pasto und im Sibundoy-Tal[2], dem botanischen Tor zum Amazonastiefland. Dabei folgten wir der historischen Route, die einst William Bourroughs auf seiner Suche nach Yagé nahm.

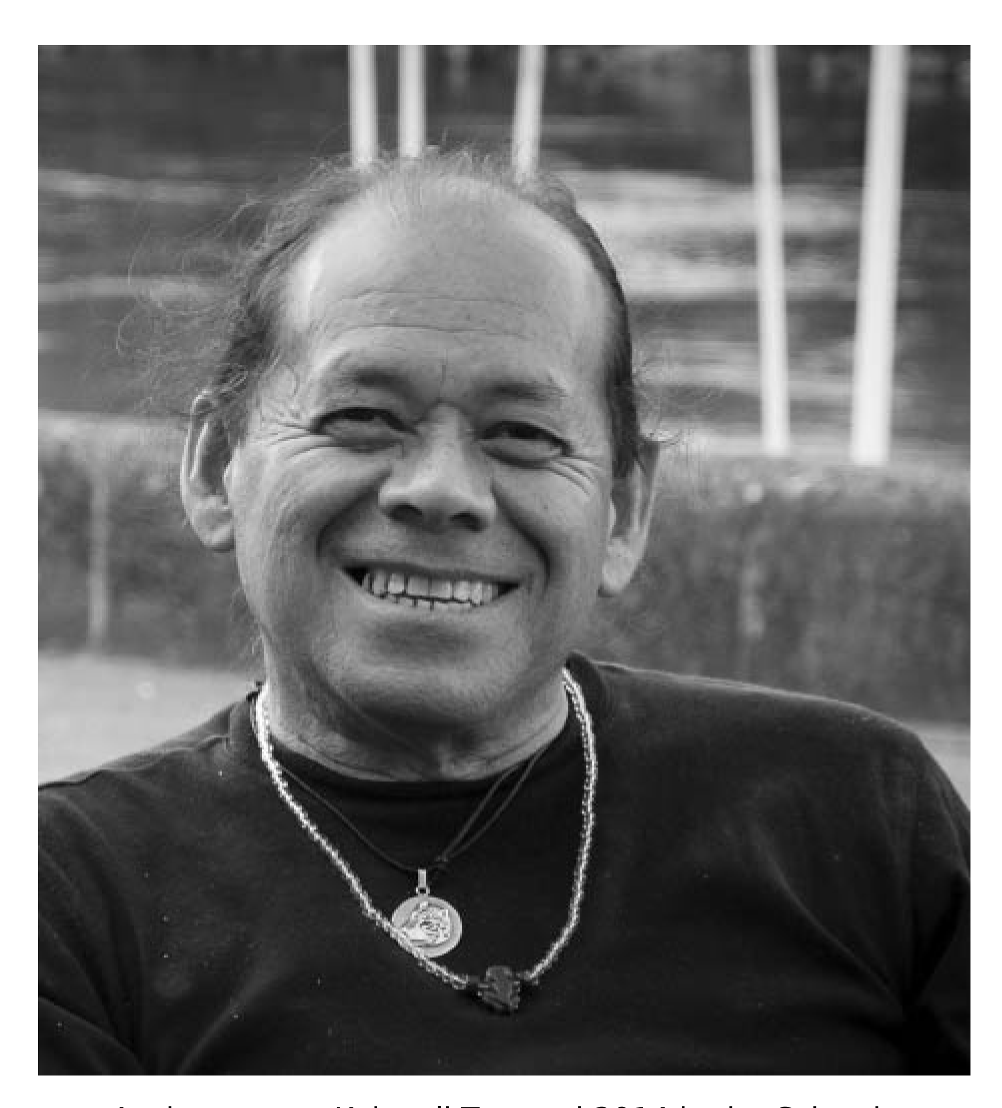
Die Autofahrt über rumpelig-schlammige Straßen vom vulkanischen Hochland ins sagenumwobene botanische Wunderland an den Ufern des Putumayo dauert gewöhnlich fünf Stunden. Für alle, die einfach von hier nach da wollen. Wir aber folgten den Spuren des berühmten Ethnobotanikers Richard Evans Schultes, dessen Aufzeichnungen und Pflanzenskizzen auf unseren stoßdämpfenden Knien lagen. Wir benötigten für die Hinfahrt neun Stunden. Denn der sensible Scannerblick von Christian Rätsch bescherte uns in jeder zweiten Kurve einen „botanical orgasm”, wie Arno Adelaars amüsiert und geduldig bemerkte.

„Wow – anhalten! Da ist die *Coriaria thytimiolies*” – und schon stürzten Christian Rätsch und ich aus dem Wagen und verrenkten uns mit Objektiven vor einzigartigen botanischen Raritäten. So auch angesichts der *Culebra borrachero*, einer weiß blühenden *Brugmansia* mit graziös schmalen Blütenzipfeln, die nur im Sibundoy-Tal wächst. Die dort lebenden Kamsá- und Inga-Schamanen sind renommierte Experten dieser botanischen Vielfalt.

Einer von ihnen, der Kamsá-Schamane Taita Martín Agreda, war Ziel unserer Reise. Da sah Christian plötzlich einen rotblühenden Baum am Saume der holperigen Straße. Ja! Juhu! Eine *Iochroma fuchsioides* in Blüte! Dazu war der zu den Nachtschattengewächsen gehörende Strauch auf die

Höhe eines Baumes angewachsen. Ein weiterer botanischer Orgasmus. Wir sprangen aus dem Jeep, um Fotos zu schießen und um eine botanische Aufsammlung einzuholen. Christian fragte unseren Begleiter, den Ayahuasquero Kajuyali Tsamani, wie diese Art der Borracheros schamanisch angewendet wird. Er zuckte mit den Achseln und schlug vor, einen blühenden Zweig dem Taita Martín, den er als einen seiner Lehrer schätzt, vorzulegen und zu befragen.

Wir fuhren weiter. Auf kurvigem Feldweg näherten wir uns der unscheinbaren Holzhütte des Taitas (das bedeutet Großvater und ist ein respektvoller Titel für weise Lehrer). Wir umkurvten einen jungen Mann, der am Wegesrand hockte und seinen Mageninhalt mit würgenden Geräuschen in die Botanik entleerte. Der schmächtige, vom Alter gebeugte Schamane erwartete uns mit verschmitztem Lächeln am Gartentor. Wir folgten seiner einladenden Geste ins Dämmerlicht eines unmöblierten Raums mit schlichtem Dielenboden, Bretterwänden, an denen bunte Heiligenbilder klebten, und einem wackeligen Gestell mit Kerzenstümpfen und braun verfärbten Plastikflaschen. Aus dem Klohäuschen gegenüber kamen unmissverständliche Geräusche, und immer wieder quietschte die Tür in den Angeln. Offensichtlich hatte eine nächtliche Heilsitzung stattgefunden. Schemenhaft huschten gebeugte Gestalten jenseits des Türrahmens durchs nachmittägliche Licht. Doch unser Schamane war quietschfidel.



Ayahuasquero Kajuyali Tsamani 2014 in der Schweiz

Die letzten Sonnenstrahlen lockten uns nach draußen in den weitläufigen Garten. Dort lechzten wir nach seinen kundigen Kommentaren. Das wusste auch Taita Martín.

Kajuyali erklärte ihm, dass wir Schamanenpflanzen erforschen. Erwartungsvoll legten wir ihm die botanische Sammlung von unterwegs vor – voller Vorfreude, denn bisher ist nicht bekannt geworden, wie diese *Iochroma* schamanisch genutzt wird. Der Taita grabbelte lustlos an dem schönen rotblühenden Zweig herum und sagte schließlich, es müsse sich wohl um eine Tomate handeln. Das war ein echter Bummer, ein Reinfall, ein coitus interruptus. Kajuyali bat ihn nach einem Augenblick des

irritierten Schweigens, ob er uns seine *culebra* zeigen würde.

Also auf in den Garten, zum finalen Showdown der Geschichte. Wir folgten dem Taita auf einem schmalen Trampelpfad um sein Haus herum.

Ringsum Pflanzen, die wir nur aus der ethnobotanischen Literatur kannten. Charakteristisch riechende Dampfwolken waberten aus einem Kessel, der über einem Lagerfeuer hing. Yagé (= Ayahuasca), das Gebräu für die nächste Nacht.

Dann sprudelte Schritt für Schritt ein Strom von Namen und Kommentaren. Zu schnell, um mitzuschreiben und zu fotografieren. Eine gute Übung in der Kunst, sich auf das Wesentliche zu konzentrieren.

Schließlich formulierte Christian die für uns zentralen Fragen: Kannte Taita Martín die sagenumwobene *culebra* (spanisch „Schlange”) und unter welchem indianischen Namen? Ist er sich ihrer Rarität bewusst? Benutzt er sie? Ist sie bedeutsam in Kamsá-Ritualen? Um sicher zu sein, dass der Schamane wusste, wovon die Rede war, hielt Christian einen abgepflückten Blütenkelch hoch.

Der Alte blickte zur Seite. Schien desinteressiert. Blieb stumm.

Wir waren irritiert. Hatten wir nach Geheimnissen gefragt, die besser im Verborgenen blieben? „Sieht doch hübsch aus, die *culebra*.”

Mehr wollte er nicht zu dieser extrem seltenen Engelstrompete sagen. Wir knieten vor dem Baum nieder, voller Ehrfucht vor diesem wunderschönen Nachtschattengewächs. Wir durften fotografieren, soviel wir wollten. Der Schelm aber schwieg wie schon bei der Iochroma, der „Tomate“.

Seither nennen wir ihn insgeheim Taita Tomate.

[1] ADELAARS, Arno, Christian RÄTSCH und Claudia MÜLLER-EBELING: *Ayahuasca. Rituale, Zaubertränke und visionäre Kunst aus Amazonien*, Baden/ München: AT Verlag 2005

[2] Von Schultes unter dem Namen *Methysticodendron amesianum* beschrieben.



Iochroma fuchsioides



Hyoscyamus niger Bilsenkraut

Roger Liggenstorfer

Der Prophet und das Bilsenkraut

In den 80er-Jahren verbrachten meine damalige Partnerin und ich regelmäßig unseren Urlaub in der Toskana. In der Nähe der Quellen von Saturnia gibt es den markanten und geschichtsträchtigen Monte Labbro. Auf der Spitze des Berges befinden sich, nebst dem Turm aus Steinen, auch einige unterirdische Gänge und Räume des „Rebellen Gottes“ Davide Lazzaretti (1834–1878).

Der „Prophet des Amiata“, wie er auch genannt wurde, lebte in der Gegend um den Monte Labbro jahrelang als Einsiedler; seine Vision war unter anderem, auf dem Berg eine Art Arche Noah zu errichten. Der angeblich bevorstehende Weltuntergang sowie sozialkritisches Gedankengut trieben ihn zu diesem Unterfangen – inspiriert durch frühe Visionen einer zu erfüllenden Mission, die er bereits als Vierzehnjähriger hatte. Zusammen mit anderen Menschen und Tieren wollte er 1878 einen Protestmarsch nach Rom organisieren, um seiner Mission Ausdruck zu verleihen und zugleich für eine Landreform zu kämpfen. In Arcidosso wurde er von den Carabinieri gestoppt und erschossen – seither gedenkt man seines Todestags jährlich mit einem großen Holzfeuer.

Wir bestiegen also an einem besonders schönen Tag diesen Berg, um dem Eremiten auf die Spur zu kommen. Zudem wollten wir selbst erfahren, was es mit den vielen Geschichten auf sich hatte, die wir seit längerer Zeit immer wieder gehört hatten. Eine schmale Straße führte uns zu einem kleinen Parkplatz unterhalb der höchsten Erhebung.

Zu sehen ist von weit her bereits dieser markante Steinturm – weitere Zeugnisse, die auf das Leben des Eremiten schließen lassen, sind nicht auszumachen. Nach einem kleinen Fußweg standen wir zuoberst auf dem Berg – oder vielmehr auf einer mehr oder weniger runden Hügelkuppe und damit vor den Überresten dieses Turms von rund sieben Metern Höhe. Erst erkundeten wir die darunter liegenden Höhlen und versuchten, uns in die Welt dieses Eremiten einzufühlen. Im Sommer wäre ein Leben auf dem Berg vorstellbar, nicht aber im kalten Winter. Auch der Garten und die Umgebung waren ganz besonders und boten schattige Plätze unter Bäumen. In einer kleinen Nische im Schutz einer Mauer machten wir es uns bequem. Es schien der richtige Platz zu sein, um diesem Ort auf psychonautischer Ebene zu huldigen und ihn zu ehren. Erst zündeten wir ein Räucherstäbchen an, und ein kleiner Ganesh zierte unseren Minitempel.

Natürlich war nun eine besondere Rauchmischung für uns an der Zeit: Wir füllten die Ritualpfeife mit der Mischung aus Bilsenkraut-Samen (selbstgezogene *Hyoscyamus niger*) sowie einer Prise feinsten Afghani-Haschischs. Diese Kombination hatte sich bereits bei früheren Erfahrungen als sich wunderbar ergänzend und besonders ergiebig gezeigt.

Die euphorische, entspannende wie auch aphrodisische Wirkung ließ dann auch nicht allzu lange auf sich warten: Die Lust erwachte bei uns gleichermaßen und umgehend, eine wohlige Energie erfasste uns, und unser Geist war intensiv beflügelt. Wir lehnten an der mit weichem Moos überwucherten Mauer, die lustvolle Wirkung des Bilsenkrauts erfasste uns in einer Art und Weise, dass wir uns diesen freudigen Gefühlen mit überschwänglicher Energie ungehindert und völlig „out of control“ hingaben. Wir befanden uns in Amors Lustgarten. Der Rausch dieser Kombo war dieses Mal besonders stark und erzeugte eine

wellenförmige Wirkung, welche die Zeit dehnte und sie letztlich vergessen ließ.

Nach einer längeren Welle, in einer kurzen Ruhephase, in der wir beide der Ansicht waren, wieder mehr oder weniger klar zu sein (jedenfalls im Vergleich zu den vorhergehenden zwei bis drei Stunden) und fanden, dass wir doch mal wieder unsere Umgebung inspizieren könnten, stellten wir beide gleichzeitig fest, dass wir offenbar nicht alleine waren. In unseren lustvollen Momenten war dies gar kein Thema respektive interessierte es uns in keiner Art und Weise. Wir schauten uns verwundert an und guckten erst über die Mauer zum Steinturm. Doch wir konnten niemanden sehen, noch hörten wir irgendwelche Stimmen, die auf Besucher dieses Platzes schließen ließen. Wir schauten in alle Richtungen; auf einmal stellten wir in einem Abstand von knapp zwei Metern einen kleinen Wirbelwind fest, der im Halbkreis um uns herum die Blätter aufwirbelte. Einigermaßen verwirrt schauten wir erst diese Blätter und dann einander an. Der erste Gedanke, der uns beiden kam: Das ist eine Erscheinungsform, die Energie dieses Eremiten. Es erschien uns beiden als das Natürlichste auf der Welt, dass dem so ist. Wir empfanden in diesem Moment die Anwesenheit dieses Eremiten in einer Deutlichkeit und Nähe, dass daran keinerlei Zweifel aufkamen. Offenbar wurde durch unsere lustvolle Betätigung der Geist des Einsiedlers geweckt – oder vielmehr erfreuten wir dadurch seine Einsamkeit hier oben auf dem Berge …



Turm des Davide Lazzaretti auf dem Monte Labbro (Toskana, Italien)

Eine andere Erklärung für dieses Phänomen gab es in dem Moment nicht. Einerseits waren wir ziemlich erstaunt, wunderten uns, und gleichzeitig standen wir da wie zwei auf frischer Tat Ertappte. Langsam wurde der Wind um uns schwächer, und wir schauten immer wieder auf diesen uns umkreisenden Mini-Wirbelwind, bis er sich schließlich auf der anderen Seite des Halbkreises nahe der Mauer langsam wieder auflöste. Und damit war auch wieder eine andere Energie in diesem erzeugten „Raum“ vorhanden. Wir beide waren mehr oder weniger sprachlos und mussten das

Gesehene erst verdauen und es einreihen in unser Ratio-Hirn – und wir suchten nach einer logischen Erklärung. Wir waren mittlerweile wieder soweit nüchtern genug, trotzdem fanden wir keine plausible Erklärung für dieses höchst merkwürdige und eigenartige Ereignis. Denn: Weder war es auf diesem mystischen Berg sonderlich windig, noch zeigten sich anderswo in der Umgebung solche Wirbelwinde.

Es blieb nur eine Folgerung übrig: Der Eremit war tatsächlich in einer anderen Energieform präsent, erfreute sich an unserem Besuch und ließ sich ganz offensichtlich ebenfalls „gehen“, vergaß vielleicht angesichts unserer erotischen Energie selbst für eine Weile Raum und Zeit – und ließ dadurch zu, dass wir ihn „erkennen“ konnten. Offenbar haben wir uns da gegenseitig erfreut – wir konnten ihm dank unserer berauschten und ekstatischen Anwesenheit Abwechslung auf diesem einsamen Berg ermöglichen. Umgekehrt konnten wir uns an einem besonderen mystischen Erlebnis erfreuen – dem Eremiten und dem Bilsenkraut sei gedankt!

Obwohl diese Erfahrung bereits einige Jahre zurückliegt, denke ich des öfteren daran. Und überhaupt: Immer, wenn die Toskana zur Sprache kommt, ist unweigerlich der Monte Labbro und damit verbunden der „Prophet des Amiata“ mit seinem Steinturm und unser Erlebnis wieder in meinem Bewusstsein – und ich erinnere mich an diesen Moment, als wäre es gestern gewesen. Schließlich kommt es ja nicht täglich vor, dass man mit dem Geist eines seit beinahe hundertfünfzig Jahren verstorbenen Menschen in einer derart engen Symbiose zusammentrifft.



Hyoscyamus niger



Datura Stechapfel ▪ ***Brugmansia*** Engelstrompete

Markus Berger

Ticket nach Schräghausen

Ein Bioassay mit *Datura* und *Brugmansia*

Ich war damals recht umgestüm, draufgängerisch und furchtlos. Man könnte sagen: auch etwas einfältig, weil ich glaubte, nichts könne mir etwas anhaben. Angetrieben von meinem unbändig(bar)en Forschergeist und einer immerwährenden inneren Unruhe, die stets verlangte, eingedämmt zu werden, experimentierte ich mit Pflanzen, Pilzen und Substanzen, dass es teilweise durchaus kritische Formen anzunehmen drohte. Zur Nachahmung keinesfalls empfohlen!

Insbesondere liebte ich Experimente mit psychoaktiven Gewächsen, von denen ich heute, gut zwanzig Jahre später, lieber die Finger lasse, weil die psychonautische Risiko-Nutzen-Kalkulation nach den Erkenntnissen meines heutigen Erfahrungsschatzes eindeutig zu Lasten des Nutzens geht. Oder drücken wir es anders aus: Es gibt Methoden, die geeignet sind, um sich auch mit heikleren Psychoaktiva zu beschäftigen, und solche, die definitiv unbrauchbar sind. Man muss sie nur kennen und auseinanderzuhalten wissen. Und genau hier liegt das Problem. Der folgende Bericht eines Bioassays, der aus einer gewissen „Not“ heraus geboren wurde, soll keinesfalls ermuntern, das Dargelegte nachzuahmen – im Gegenteil. Experimente, wie das beschriebene, sind unter Umständen lebensgefährlich, weshalb auf sie verzichtet werden soll.

Es war ein Freitag, ich musste nicht zur Arbeit und freute mich auf ein erlebnisreiches Wochenende. Ungünstigerweise war mein Vorrat an Haschisch zur Neige gegangen, und ich machte mich auf den Weg zu sämtlichen mir bekannten Händlern für Cannabisprodukte. Leider waren alle Besuche vergebens gewesen, und so fuhr ich stundenlang auf der Suche nach Hanfharz durch die Gegend, Kilometer um Kilometer, ohne auch nur im Ansatz eine Aussicht auf Erfolg gehabt zu haben. Also ab nach Hause und mit dem Umstand abgefunden, dass an diesem schönen Tage vorerst nichts zum Rauchen da war. Nun ja, fast nichts. Denn die Dosen und Gläser, die ich mit getrocknetem Pflanzenmaterial aller möglichen legalen psychoaktiven einheimischen Gewächse gefüllt hatte, gaben schließlich immer was her.

Überhaupt war dies damals meine Zeit der Nachtschattengewächse. Ich studierte alle greifbaren Literaturquellen dazu (und das waren beileibe nicht viele) und sammelte wie ein Besessener Pflanzenproben, deren Suche sich meistens bereits schwierig gestaltete. Die ganze Zeit schon wartete ich auf eine Gelegenheit, die gesammelten Pflanzenteile auszuprobieren. Allerdings sollte der Rahmen ein geeigneter sein und Set und Setting sollten perfekt werden, denn ich hatte zwar keine Angst, wohl aber Respekt vor diesen mächtigen Hexenpflanzen. Erste ausschweifende Erfahrungen mit gerauchten Solanazeen hatte ich bereits hinter mir, und so erschien mir die Situation, gerade kein Cannabis zu bekommen, als gute Gelegenheit, die geplanten Bioassays nun durchzuführen. Diesmal war der Stechapfel dran. Kaum hatte ich mir die Strategie des geplanten Erlebnisses zurechtgelegt, rief ein Kumpel an und kündigte sich für den Abend an – das hieß, es würde doch noch etwas Haschisch geben! Was für herrliche Aussichten! Um meiner Freude Ausdruck zu verleihen, stopfte ich mir die Bong mit einer ordentlichen Portion getrockneter Stechapfelblätter (von *Datura stramonium*) und ein wenig Tabakzusatz. Der Rausch, der auf das Rauchen

einiger dieser Bongs folgte, war mir wohlbekannt und recht verträglich. Wenn nur nicht dieses juckende Gefühl am ganzen Körper daraus resultieren würde, wäre der Törn gerauchter *Datura* im Grunde angenehm.

Da sich meine Vorfreude auf das Haschisch mit den *Datura*-Bongs kaum zum Ausdruck bringen ließ, sprich: ich auf ein Quantum mehr Rausch begierig wurde, beschloss ich, meinen Bioassay nun zu beginnen und eine Handvoll Stechapfelsamen (ebenfalls von der *stramonium*) dazu zu nehmen. Also 30 Samen auf die Hand, runter damit und mit Wasser nachgespült. Ich wiederhole: Derartiges ist nicht zur Nachahmung empfohlen! An 30 Stechapfelsamen kann man schon zugrundegehen!



Die noch unreifen Samen im Querschnitt einer Stechapfelfrucht

Als ich nach mehr als 60 Minuten keine Wirkung verspürte und mich zwar von den gerauchten

Stechapfelblättern leicht berauscht, aber in summa doch noch recht klar fühlte, kam ich auf die Idee, mir einen Aufguss aus Engelstrompetenblüten zu bereiten. Die beiden verwendeten Blüten der Art *Brugmansia suaveolens* maßen etwa 25 Zentimeter Länge, es handelte sich also um recht große Exemplare. Die übergoss ich mit siedendem Wasser und ließ das Gebräu etwa 15 Minuten ziehen. Als es fertig war, spülte ich die Tasse so schnell wie möglich runter, der Geschmack war okay, das Trinken kein Problem.

Zu diesem Zeitpunkt – das Brugmansiagetränk war gerade frisch in meinem Magen angekommen – war allerdings etwas passiert, mit dem ich nicht mehr gerechnet hatte: Die Wirkung der *Datura*-Samen hatte nämlich nun doch noch eingesetzt, und ich konnte nur noch sehr unscharf sehen, mich schlecht koordinieren und war insgesamt ziemlich drauf. Von einem als schön zu bezeichnenden Zustand war ich jedoch weit entfernt. Dazu kam, dass mir klar wurde, dass diese doch schon recht heftigen Symptome erst der Beginn der Wirkung des geschluckten Samenmaterials gewesen waren, und dass das, was noch folgen würde, um ein Vielfaches heftiger ausfallen dürfte. Ich machte mich also auf das Schlimmste gefasst, auch darauf, dass ich in Kürze ein medizinischer Notfall hätte sein können. Diese Gedankengänge hatten mich in dem Zustand zwar irgendwie beunruhigt, aber nicht überwältigt, so dass ich nicht in Panik geriet, wie man vermuten könnte, sondern eher dermaßen schräg drauf kam, dass ich es nun überhaupt nicht mehr schnallte, und dass es mir auch zunehmend egal wurde, was nun geschehen sollte.

Ich sah immer schlechter und konnte mich nur noch wankend wie auf einem Schiff bei heftigstem Seegang fortbewegen. Überall juckte die Haut, so dass ich mir wünschte, gepellt zu werden. Eine innere Unruhe, wie ich sie nie erlebt hatte (obwohl ich schon immer eher der unruhige Typ gewesen war), zwang mich in die Knie, und ich legte mich aufs Bett (oder sonst einen Gegenstand, auf dem ich

liegen konnte) und versuchte runterzukommen. Und mich zu beruhigen.

Mit geschlossenen Augen sah ich Menschen und Entitäten, die menschliche Züge trugen. Menschen aus der Steinzeit und mittelalterliche Monarchen. Menschen, die in Folterkammern ums Leben gekommen waren, und Menschen, die über die zu Folternden bestimmten. Ich sah Verwandte aus dem jetzigen und aus früheren Leben, sah Freunde und ehemalige „Feinde“. Sie alle kamen für einen Moment in mein Bewusstseinsfeld, hinterließen ihre Botschaft und verschwanden dann wieder. Was ich mit all dem sollte, war mir weder klar noch hatte ich die Möglichkeit, über die Erlebnisse und Bilder zu reflektieren, weil die körperlichen und psychisch-dissoziativen Symptome zu unangenehm und zu stark waren, als dass ich die Visionen hätte genießen oder auch nur mit Sinn anreichern können. Zudem war ich völlig überdreht, hypernervös und ultraschräg angetörnt – nichts entsprach mehr seinem alltäglichen Rahmen, aber es war eben auch nicht, wie ich es von anderen psychedelischen Reisen oder Zuständen kannte. Nichts war mehr fassbar, nichts mehr von deutlicher Struktur, nichts mehr von den Naturgesetzen gelenkt. Nicht die Umgebung, nicht die mich umgebenden Menschen (die zum Glück nur zeitweise in meine Nähe kamen und ansonsten der Meinung waren, ich brauche einfach einen Tag des chilligen Rückzugs), nicht mein eigener Geisteszustand. Alles drehte sich, der ganze Tag war mir diagonal – eine Beschreibung, die wohl nur derjenige nachvollziehen kann, der selbst einmal einen echten dissoziativen Trip erlebt hat.

Im Verlauf der Wirkung dachte ich mehrfach, dass ich nun sterben würde. Aber das Gefühl war komplett anders als das Sterbe- und Wiedergeburtserlebnis, das man zum Beispiel mit Tryptamin-Entheogenen erfahren kann. Nein, dies hier

war von einer anderen Qualität, dies hier entsprach eher den alltagstypischen Ahnungen und Gefühlen, gleich sterben zu müssen. Nicht, dass es mich in Aufregung versetzt hätte. – ich hatte keine emotionale Beziehung zu dem Gedanken „Ich werde sterben". Eher betrachtete ich diese vermeintliche Erkenntnis wie ein Außenstehender, obwohl es sich ja um mich als Objekt gedreht hatte. Wie gesagt: Alles war ultraschräg, durchgeknallt, superparadox. Was ich nicht wahrnehmen konnte, waren farbliche Veränderungen der Umwelt oder „Einblicke in die Akasha-Chronik", wie ich sie auf Nachtschatten-Trips auch schon erlebt habe. Diesmal war alles anders. Die Optik der sogenannten Außenwelt, die ohnehin durch den getrübten Blick beeinträchtigt gewesen und für mich als explizite Außenwelt nicht mehr erlebbar war, schien „normal", nur wie aufgeschüttelt und durcheinandergewürfelt. Am schlimmsten war der durchweg quälende Juckreiz, der sich von allen Symptomen als letztes verflüchtigte.

Nach vielen Stunden, die sich wie Tage anfühlten und gleichzeitig ziemlich schnell vorübergingen, normalisierte sich mein Zustand. Was sich zwischendurch im Detail abspielte, vermag ich nicht mehr zu sagen. Der Wirkungsverlauf war dominiert von diesem gänzlich durchgedrehten, im wahrsten Wortsinn schrägen Bewusstseinszustand, der sehr an das erinnerte, was ich mir darunter vorstelle, wie ein Zombie sich fühlen muss. Wie wir wissen, sind Nachtschattendrogen ja als chemische Zwangsjacken nutzbar und deshalb dienlich, aus Menschen zombieähnliche Gestalten zu machen (siehe dazu auch den Beitrag des Kollegen Storl in diesem Buch und mein eigenes Buch Stechapfel und Engelstrompete – Ein halluzinogenes Schwesternpaar, Nachtschatten Verlag 2003, 2. Auflage 2015). Auch mein Körpergefühl war äußerst unangenehm. Neben dem stetigen Juckreiz fühlte sich mein Körper gar nicht an wie mein eigener, sondern eher wie ein von außen aufgesetztes Textil. Herz-Kreislauf-Schwierigkeiten hatte ich

übrigens durchweg keine, was bei der doch erheblichen Menge an eingenommenen Nachtschattenmaterialien als kleines Wunder gewertet werden darf.

Alles in allem kann ich behaupten, dass meine Schutzgeister hier einen hervorragenden Job geleistet haben, mich so weit zu schützen, dass ich der hiesigen Dimension nach diesem Trip (den ich im Übrigen nicht als psychedelischen Horrortrip verstanden habe, sondern vielmehr als physiopathologische Stress- und Gefahrensituation) erhalten geblieben bin. Und ich war froh, am Abend dann wenigstens noch ein Haschischpfeifchen schmauchen zu können, um Geist und Körper von den Plagen des Nachtschatten-Bioassays zu beruhigen. Die Nachwirkungen der Tropanalkaloide hielten mehrere Tage lang an.



Brugmansia vulcanicola



Datura stramonium* var. *tatula Stechapfel

Wolfgang Bauer

Im Reich der Nachtschatten

Das erste Mal in meinem Leben kam ich als Jugendlicher über eine Lektüre mit einem Nachtschattengewächs in Berührung. Auf der Suche nach spannendem Lesestoff fielen mir in der Frankfurter Stadtbücherei die Memoiren von Otto Mayer mit dem Titel *Zwanzig Jahre an Indischen Fürstenhöfen. Indisches und Allzu-Indisches* in die Hände. Mayer hatte viele Jahre als Berater, Privatsekretär und Palastvorsteher für indische Fürsten gearbeitet. Spannend erzählt er in seinem Buch von Menschen und Tieren und ihren Eigenarten. Als er 1904 seinen letzten Dienstherren, Dschagotdschit Singh, den Maharadscha von Kapurthala, in Madrid beim Besuch eines Varietés begleitete, verliebte sich dieser unsterblich in Anita Delgado, eine blutjunge, bildschöne Gitana aus Malaga. Anita und ihre Schwester hatten den Fürsten mit ihren erotischen Tanzeinlagen überaus begeistert. Durch Mayers Vermittlung überließ Mutter Delgado dem Fürsten nach langen zähen Verhandlungen ihre Tochter für eine Ablösesumme von 20 000 Franken. Jetzt konnte er sie, seine geliebte „Lotusblume“, als Lieblingsfrau mit in seinen Palast nehmen. Er hatte ihr auf Verlangen der Mutter monatlich 2000 Franken für ihren Unterhalt zu zahlen. Anita, die andere Vorstellungen von ihrer Stellung als die einer Geliebten und Nebenfrau am Hof hatte, trat alsbald zum Hinduglauben über. Als frischgebackene Rani Umedi verlangte sie, jetzt nach den Lehren der Hindu und den Kastenvorschriften der Sikh seine rechtmäßige Gattin, auch als einzige gesetzesmäßige Gemahlin des Maharadschas anerkannt zu werden.

Der Maharadscha, der Anita mittlerweile hörig war, ließ seine vorherige Maharani und die anderen Ranis eilig aus dem Palast ausquartieren und in einer weit entfernten Villa unterbringen. Als die Rani, die sich jetzt vor Besuchern als geborene Baronin Anita del Gado de Malaga ausgab, von ihrem Gatten erfuhr, dass er bereit gewesen war, ihrer Mutter 100 000 Franken zu zahlen, Mayer aber nur ein Fünftel dieser Summe geboten hatte, um die schwach bestückte Kasse des Fürsten zu schonen, tat sie alles, um Mayer, der ja auch wusste, aus welchen einfachen Verhältnissen sie wirklich stammte (Vater Servierkellner und die Mutter Logenschließerin am Theater), loszuwerden. Erst gingen zwei Rennpferde und mehrere Jagdhunde ein, über die Mayer die Aufsicht hatte, offensichtlich vergiftet. Dann brannten große Heuschober und auch in der Futterkammer des Marstalls brach ein Feuer aus. Als Mayer von einem Morgenritt zurückkam und wie gewöhnlich ein Glas eisgekühlten, schwarzen Kaffee trank, das auf der Veranda seines Bungalows bereitstand, fiel er vollständig gelähmt zu Boden. „Ich wusste sofort, dass ich vergiftet worden sei, doch womit? Welche Wirkungen würde das Gift auslösen? Würde ich sterben oder nur gelähmt bleiben? Was war schlimmer? Welche Schmerzen standen mir noch bevor? Vor der Hand spürte ich nur immer stärker werdende Krämpfe im Leibe. Doch ich vermochte mich weder zu rühren noch einen Laut hervorzubringen. Wie ein Klotz lag ich auf dem Boden, inmitten der Stühle und Tische, ebenso leblos wie sie. Aber in meinem Gehirn jagten sich die Gedanken.“[1]



Die spanischstämmige Gattin des Maharadschas von Kapurthala, Anita Delgado, nutzte Stechapfelpräparate, um ihr unliebsame Personen aus dem Weg zu räumen.

Mayers kräftige Natur rettete ihm sein Leben. Zehn Tage lag er zwischen Tod und Leben darnieder. Wie sich herausstellte, hatte man ihn mit Stechapfel vergiftet. Widerstrebend willigte der Maharadscha in Mayers Entlassungsgesuch ein, setzte ihm eine Leibrente aus und ließ ihn nach Europa zurückreisen. Die Rani hatte ihr Ziel erreicht.

In den sechziger Jahren litt meine damalige Lebensgefährtin Maritta an Asthmaanfällen. Neben Medikamenten setzte sie auch Asthmazigaretten ein. Die Wirkung war jedes Mal erstaunlich: Die Verkrampfung löste sich sofort. Sie konnte frei atmen und wieder mühelos sprechen. Sie wirkte trotz der

vorangegangenen Todesangst zu ersticken, plötzlich heiter, gelöst, ja geradezu glücklich. Später, als es die Asthmazigaretten nicht mehr gab, konnte sie mit dem Aerosol, das sie dann benutzte, zwar den Anfall kupieren, zeigte sich aber nicht mehr in der Stimmung wie nach dem Konsum der Zigaretten. Meine Tante Helene Bauer, die in Neustadt/Kreis Marburg, dem Geburtsort meines Vaters, wegen ihres umfangreichen Wissens über probate Hausmittel als kräuterkundige Gemeindeschwester sehr geschätzt war[2], hatte eine Erklärung parat. Die im Tabak enthaltenen Blätter des Stechapfels und des Bilsenkrautes hätten, im Gegensatz zu den Wirkstoffen der Aerosole, auch euphorisierende Wirkungen gehabt. Ich möge mich doch bitte an den „Haustabak“ meines Großvaters erinnern. Während des Krieges und in der Nachkriegszeit baute er seinen Tabak selbst an und „verbesserte“ ihn mit Huflattich- und Hanfblättern und mit „speziellen“ Kräutern, die er aus dem Wald holte. Sonntags, am Nachmittag, saß er im Lehnstuhl, hörte auf das monotone Ticktack der Uhr über ihm, hatte die schnurrende Katze auf dem Schoß und schmauchte seine Pfeife. So wunschlos glücklich wie er aussah, schien er mit Gott und der Welt mehr als zufrieden.





Asthmazigaretten, die Blätter von Stechapfel und Bilsenkraut enthielten, waren bis 1971 noch in Apotheken zu erwerben.



Katja Redemann (links) beim Austausch von Nachtschattenelixieren mit der Ethnobotanikerin Silvia Seidel*

1971, als Herausgeber der Buchreihe „Merlins Bibliothek der geheimen Wissenschaften und magischen Künste“, auf der Suche nach geeigneten Manuskripten, kam ich auf Anregung des Ethnologen Mark Münzel in Kontakt mit dem Schweizer Volkskundler und Schriftsteller Sergius Golowin. Sein Manuskript (mit dem Arbeitstitel „Astronauten der Märchenwelt“) über Hexenkräuter und Zauberpilze faszinierte mich. 1974 erschien es unter dem Titel *Die Magie der verbotenen Märchen. Von Hexendrogen und Feenkräutern* im Hamburger Merlin Verlag (der Titel entsprang unserer Beschäftigung mit den Werken des US-amerikanischen Schriftstellers H.P. Lovecraft). Für Golowin enthalten Märchen und Sagen Hinweise auf magische Praktiken und Regeln, auf (Ver-)Zaubertechniken, auf Fundorte, auf den Umgang mit und der Wirkung von psychisch wirksamen Pflanzen. Sagen und Märchen

unterscheiden sich vor diesem Hintergrund in einem wichtigen Merkmal:

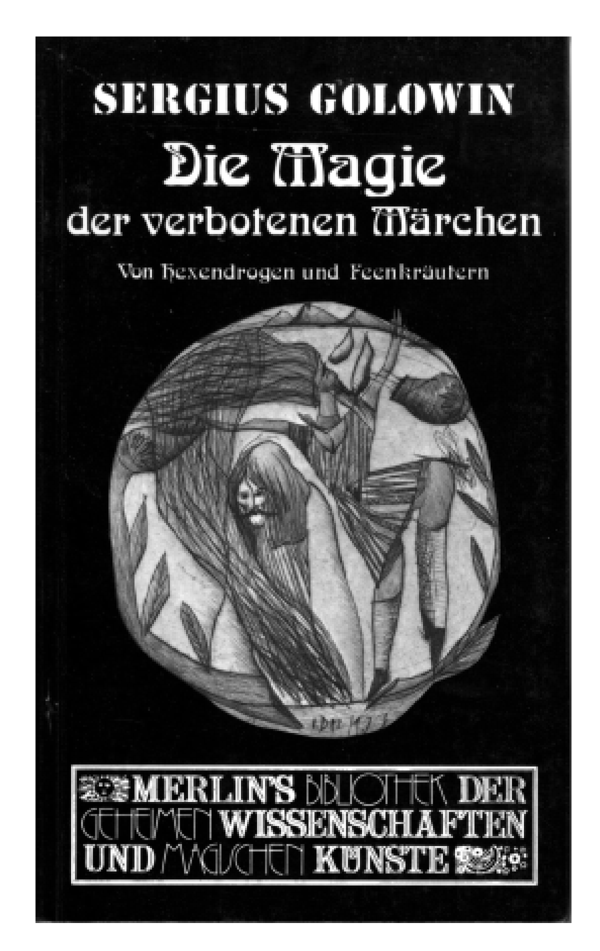
> „Die Sage ist in sehr vielen Fällen die Schilderung von wunderbaren, häufig mit pflanzlichen Hilfsmitteln bewirkten Seelenreisen. Trips, aber sozusagen stets vom Standpunkt des Uneingeweihten, des Außenstehenden, des erstaunten, zweifelnden oder gläubigen, entsetzten oder bewundernden Beobachters. (…) Das Märchen dagegen ist das zu mehr oder weniger spannenden Geschichten umgestaltete Bild der gleichen Vorgänge – nur, zumindest in ihrem ursprünglichen Kern, vom Standpunkt der Menschen aus, die selber auf diese rätselhaften Reisen gingen.“

Märchen wären also Berichte über die Erlebnisse, die unsere kraut- und wurzelkundigen Vorfahren hatten, wenn sie mit ‘Hexendrogen‘ und ‘Feenkräutern‘ auf ‘Fahrt‘ gingen. Golowin diskutiert in diesem Zusammenhang auch die Möglichkeit, dass diese Pflanzen jeweils bestimmte Vorstellungskomplexe beim Konsumenten aufrufen bzw. verstärken und dass solche Erlebnisse typische Symbolkreise als Rahmen (aber mit jeweils individuellen Inhalten) gemeinsam haben könnten.

1976 traf ich in Frankfurt Hans Peter Duerr, den Ethnologen und späteren Autor des Buches *Traumzeit: Über die Grenze zwischen Wildnis und Zivilisation* (Frankfurt/Main 1978). Wir tauschten aus, was wir über unsere Experimente mit geistbewegenden Substanzen wussten. Ich erzählte von Erfahrungen mit dem Konsum von Fliegenpilzen, er vom Fliegen mit den Samen des Stechapfels. Sein Bericht über die Einnahme von 20 Stechapfelsamen:

„Ich habe zwei, drei Stunden gewartet. Der Bekannte hatte gesagt, dass nach einer halben Stunde schon eine Wirkung eintritt, und es war aber nichts. Dann habe ich mich ins Bett gelegt, und kaum machte ich die Augen zu, als ich so ein Gefühl hatte, wie man es vielleicht mit Fliegen umschreiben könnte. Und zwar bin ich mit ziemlich großer Geschwindigkeit nach oben gesaust und wenn ich runterschaute, merkte ich, dass ich mit großer Geschwindigkeit vom Boden abhebe. Und wenn ich die Augen aufgemacht habe, lag ich im Bett, aber ich merkte, dass es so nebelhaft um mich herum wird, ich konnte also ziemlich wenig sehen. Und wenn ich die Augen zugemacht habe, dann ging's weiter nach oben. Es kam mir so vor, als ob ich mit dem Auto fahre, aber das Lenkradschloss ist noch drin, also ich komme nur in eine Richtung, aber nicht in die Kurve, ich bin einfach nur in die Höhe. Und da dachte ich mir auch dann hinterher, bei diesen Hexensalben, die sind von ihren Bestandteilen her vielleicht genau in ihrer Wirkungsweise aufeinander abgestimmt gewesen."[3]

Golowin hatte sich nicht nur als Bibliothekar in Burgdorf durch viele alte und seltene Schriften zu den Themen der Hexenwissenschaften durchge arbeitet, er schätzte auch praktische Erfahrungen in diesem Bereich. 1978 luden er und seine Frau Miggi mich zu einem Sommerfest auf ihre Alp ein. Vor dem urigen Hüttchen hielten die feenhaften Damen des Hauses für die Gäste köstliche Kuchen und duftende Tees bereit. Danach gingen die Männer daran, im Hüttchen eine große „Familienhuka" vorzubereiten. Sergius sagte: „Jetzt haben wir den Leib gestärkt, jetzt sollen auch unsere Seelen sich stärken." Ein Viertelpfund bestes Haschisch, gerade aus Afghanistan eingetroffen, wurde zerbröselt, ein Teil davon in die Huka gegeben und mit 130 Stechapfelsamen bestreut. Mir, dem deutschen Gast, oblag es, das Gerät anzurauchen, so sehr ich mich als Nichtraucher auch sträubte.



Titelblatt zu dem Buch *Die Magie der verbotenen Märchen* von Sergius Golowin (Hamburg 1974). Das Cover zeigt einen Ausschnitt aus einem Bild des Künstlers Pit Morell von 1971. Man sieht einen langhaarigen jungen Mann, einen Hippie, hinter dem eine junge Frau ekstatisch tanzt. Was der Betrachter nicht sieht: Auf der Originalradierung schaut der junge Mann begehrend nach einem Fliegenpilz.

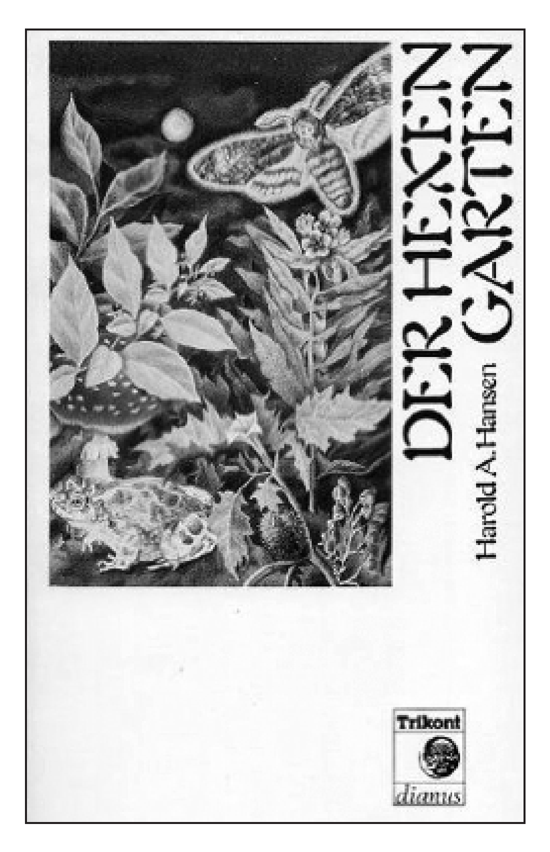
Nach drei, vier tiefen Zügen riss es mich von den Beinen. Ich konnte mich gerade noch mit einem Kissen im Rücken an der Wand anlehnen. Als die Reihe an mich kam, erneut einen weiteren Zug zu nehmen, schüttelte ich den Kopf. Sprechen konnte ich nicht mehr. Als jüngere Gäste musizierten und dazu Schweizer Mundartlieder sangen, merkte ich, dass ich die Musik nicht nur hörte, sondern zu meiner größten Überraschung auch als Farben sah. Normalerweise verstand ich kein Wort Schwiizerdütsch. In dem Bewusstseinszustand aber, in dem ich mich jetzt befand, erschloss sich mir der Sinn eines jeden Wortes. Nach einer Weile nahm ich nur noch Wortfetzen wahr. Und plötzlich zeigten die Worte mir vor

meinen inneren Augen ihre „Wurzeln“. Bald bestaunte ich (ich kam mir dabei vor wie Alice im Wunderland) in einem „Wörterwald“ die vielen unterschiedlichen Wortwurzeln von A bis Z und sinnierte darüber, ob es vielleicht doch eine gemeinsame Ursprache des Menschen gebe[4]. Sobald einer der Anwesenden ein Wort sagen wollte, sah ich, wie viele kleine Gnome zu den Wortwurzeln rannten, sie aus ihrem Untergrund lösten und sie feixend und kichernd mit den anderen Wortwurzeln zu dem gewünschten Wort zusammenfügten. Zum Beispiel montierten sie auf diese Weise das Wort „Metamorphosen“ äußerst geschickt zusammen und schoben es dem Sprechenden dann als „Wortstamm“ zum „Abkauen“ in den Mund.

Als ich die Augen wieder aufschlug, drehten (so schien es mir) zwei Schamanen eifrig an einem Rad, das eine Ähnlichkeit mit einem Kreiselkompass besaß. Der Raum verwandelte sich flugs in ein Raumschiff, und wir flogen steil nach oben, um schließlich, im All angekommen, als Weltraumstation um die Erde zu kreisen. (Ich erinnerte mich an das, was Duerr über die Wirkung der Stechäpfel gesagt hatte. Mit dem Stechapfel fliegt man geradewegs nach oben.) Die beiden Psychonauten erklärten mir, sie würden Einstellungen am Weltenrad vornehmen. Ich könne mich gern beteiligen. Schaudernd lehnte ich ab und genoss stattdessen die fantastische Aussicht auf den blauen Planeten unter mir. Schließlich dämmerte ich irgendwohin weg. Gegen vier Uhr morgens stellte ich fest, dass ich mich wieder in der Stube der Alphütte befand. Ich war allein. Offensichtlich war unser Spaceship zurückgekehrt. Die Psychonauten hatten wohl ihre Betten in der Bodenstation bezogen. Ich tastete mich zur Tür und trat hinaus. Mir schien es, als sehe ich die Pflanzen, Bäume und Felsen um mich das erste Mal. So als sei ich tatsächlich als fremder Besucher, als Alien, aus dem Weltall auf die Erde gekommen.

Zwei Jahre später bat mich ein Münchner Verlag, für das Buch des Dänen Harold A. Hansen *Der Hexengarten* (dän.

„Heksens Urtegard“) ein Nachwort zu schreiben. Hansen, der in seinem Buch die dunkle Seite der Hexenpflanzen beschreibt, widmete sich in acht Kapiteln der Alraune, dem Bilsenkraut, der Tollkirsche, dem Stechapfel, dem Schierling, dem Eisenhut, den Flugsalben und dem Mutterkorn. Zu jeder Pflanze trug er Botanisches, Geschichtliches und Sagenhaftes zusammen. Auch die Wirkungsweise erklärte er.



Coverausschnitt des Buches *Der Hexengarten* von Harold A. Hansen (München 1980).

Ich traf mich mit dem dreiköpfigen Verlagsteam in einem Biergarten im Englischen Garten zu einer Vorbesprechung. Einer der Verlagsmitarbeiter hatte ein paar Wochen zuvor das Experiment gewagt, in einem abgelegenen Wald zehn Tollkirschen zu essen. Tagelang war er verwirrt umhergestreift, hatte nur noch eine verschwommene Sicht gehabt, verspürte starke, anhaltende Kopfschmerzen und litt unter Mundtrockenheit. Seinen Durst stillte er mit dem Wasser aus einem Bach. Visionäre Erlebnisse hatten sich

nicht wie erhofft eingestellt. Unverdrossen experimentierte er aber weiter. Seine neueste Idee war es, mit Blättern vom Stechapfel und vom Bilsenkraut Versuche anzustellen. Ob wir mal einen solchen Hexenblätterjoint probieren möchten?

Nach etwa zehn Minuten bekam das Sonnenlicht einen die grelle Helligkeit angenehm dämpfenden Grünstich. (Hans Peter Duerr hatte, erinnerte ich mich, in unserem Gespräch auch auf das Grünsehen beim Konsum von Nachtschattengewächsen hingewiesen.) Die Geräusche der Gäste von den Nebentischen waren nur noch gedämpft zu hören. Mich umgab eine zeitlose Stille. Mir schien, als säßen meine Begleiter und ich schon seit Ewigkeiten an diesem Tisch und als würden wir auch für eine weitere Ewigkeit hier sitzen. Hatte ich das Bier bisher nebenbei getrunken, geriet jetzt jeder Schluck zu einem himmlischen Genuss. Das Wort „Süffigkeit“ erschloss sich mir jetzt in seiner ganzen tiefen Bedeutung. Die Gesichter meiner Begleiter verwandelten sich. Ganze Heerscharen von Vorfahren wechselten einander seit den Tagen von Urvater Adam ab und schienen zu sagen: Guck, wir alle stekken in diesem, unserem jüngsten Spross mit drin. Die Bedienung, die mir vorher in ihrem feschen Dirndl durchaus schon als eine gut aussehende Frau erschienen war, löste jetzt mit jedem Beben ihres tief dekolletierten Busens eine Fülle der wolllüstigsten Phantasien aus. Stand sie nicht im Dienste des Biergottes Gambrinus, um uns bereitwillig seinen Nektar auszuschenken? Nach etwa einer Stunde klangen die Phänomene ab, der Alltag kehrte zurück. Aus der Gambrinuspriesterin war wieder eine Serviertochter geworden, die mir schnöde die Rechnung für den verzehrten Nektar hinhielt.



hermann de vries: atropa belladonna (1989)

Bei einem Zusammentreffen einige Wochen vorher mit Heinrich Schipperges (1918–2003), einem Medizinhistoriker und Hildegard von Bingen-Fan („Ich habe meine Frau geheiratet, weil sie wie die heilige Hildegard heißt“), der zu der Zeit an der Universität von Toledo den einzigen europäischen Lehrstuhl für Magie inne hatte, wies er mich, als wir über Zauberkräuter diskutierten, auf ihre Heilmittelschrift *Physica* (Heilkraft der Natur) hin. Hildegard beschreibt in dem darin enthaltenen „Buch der Pflanzen“ 230 wildwachsende und kultivierte Kräuter, Büsche, Sträucher, Pilze und (aus Arabien und dem Orient eingeführte) Gewürze und Räucherstoffe mit diätetischen, Leib und Seele heilenden und mit eventuellen schädlichen Wirkungen. Hildegard bespricht darin auch Kräuter, die (wie sie sagt) „der Teufel liebt, denen er sich beigemischt oder denen er teuflische Einflüsterungen gemacht hat”, die aber dem Menschen bei richtiger Anwendung doch heilsam sind, wie das Bilsenkraut (hilft gegen die Folgen von Trunkenheit), die Zaunrübe (der Geruch vertreibt Schlangen und Kröten), die Tollkirsche (ein Tropfen Tollkirschensaft in Salbe gegeben hilft bei großen Hautgeschwüren), der Nachtschatten (in Wasser erwärmte Pflanzenteile helfen aufgelegt bei geschwollenen Füßen), der Schierling (in Wasser gekochte Pflanzenteile, auf die Glieder gelegt, helfen bei Prellungen und Blutergüssen) und der Schlafmohn (führt schnell den Schlaf herbei).



herman de vries im Nachtschattengarten des Botanikers Erwin Bauereiß, 2005.



Wolfgang Bauer mit Abdullatiff, einem Kräuterhändler aus dem Souk der marokkanischen Hafenstadt Essaouira (2013)

In meinem Nachwort für das Buch von Harold A. Hansen deutete ich vorsichtig an, dass Hildegards Lob der Grünkraft (*viriditas*) und ihre Visionen möglicherweise etwas mit ihrer Kenntnis des Gebrauchs geistbewegender Nachtschattenpflanzen zu tun hatte. 2012 nahm sich der Holländer Gerrit Jan Keizer in seinem Buch *De geheimen van Hildegard von Bingen* der Causa Hildegard an und diskutierte darin diesen Ansatz ausführlich.

Über ein Jahrzehnt hatte ich die Möglichkeit, den Botaniker und Künstler herman de vries auf Fahrten in die Souks von Marokko zu den Ständen der Kräuter-, Gewürz- und Weihrauchhändler zu begleiten. Hier saßen wir stundenlang beim Tee und nahmen „Unterricht". Bei vielen pflanzlichen Drogen, aber auch bei Zaubermittelartikeln, bat Herman um Auskünfte zu Herkunft, Anwendung und Wirkung. Stechapfel- und Bilsenkrautpräparate sind in der marokkanischen Volksmedizin und auch als Bestandteil

eines psychedelischen Konfekts (*ma'jun* oder Majoon), als Mittel, um Visionen zu erzeugen, noch gebräuchlich[5]. Der Attar, der marokkanische Kräuterhändler, entspricht unserem Drogisten oder Apotheker, der für seine Kunden auch kosmetische und hygienische Waren bereithält. Er verkauft nicht nur, er berät seine Kundschaft auch im Sinne eines Heilpraktikers.

Nachzutragen ist noch, dass in unserem von der Gartenfee Katja betreuten Vorgarten in Frankfurt am Main schon immer, von Passanten viel bestaunt, der Bittersüße Nachtschatten (*Solanum dulcamara*) wächst und gedeiht. Mit Mutterkraut, Ruprechtskraut, Goldlack, Waldnesseln, Nachtkerze, Salomonsiegel, Schöllkraut, Silberblatt (Judentaler) und wildem Wein befindet er sich in guter Gesellschaft. Als 2013 im Hinterhof des Hauses ein großer Ahorn gefällt wurde und erstmals seit Jahrzehnten wieder das Sonnenlicht den Boden berührte, schoss – trotz der fortgeschrittenen Jahreszeit – sofort ein großer Schwarzer Nachtschatten (*Solanum nigra*) aus dem Boden, blühte und zeigte Früchte.

Geschrieben in Erinnerung an Miggi und Sergius Golowin

Anmerkungen

1 a. a. O. Seite 88

2 Als Anerkenntnis für ihre Verdienste erhielt sie den Ehrenbrief des Landes Hessen. „Engel auf dem Fahrrad“ nannten sie die Mitbürger, weil sie bis in ihr hohes Alter im Sommer wie im Winter ihre Kranken auf dem Fahrrad besuchte. Autofahren konnte sie nicht. Sie besaß auch nie eins.

3 Wolfgang BAUER, Michael MANDEL: Ein Gespräch mit Hans Peter Duerr über Zauberpflanzen, in: *integration*. zeitschrift für geistbewegende pflanzen und kultur, eschenau 1991, S. 14

4 Vgl.: Arnold WADLER, *Der Turm von Babylon. Urgemeinschaft der Sprachen*, Basel 1935 (Reprint Wiesbaden 1988)

5 Vgl.: herman de vries: natural relations I. - die marokkanische sammlung. zum gedächtnis dem, was vergessen ist, Stuttgart 1984

* Verfasserin des Forschungsberichtes *Der Pan Weg – Bleibende Auswirkungen des Langzeitkonsums psychoaktiver Pflanzen, Pilze und Substanzen auf Überzeugungssysteme am Beispiel von persönlichem Sonderwissen*.



Datura stramonium Stechapfel

Sergius Golowin

Zauberbotanik aus Indien

Religion war den tantristischen Sekten Indiens kein Lesen frommer Bücher oder Begehen altehrwürdiger Bräuche, sondern das dauernde Suchen von Mitteln, jene Seelenzustände zu erzeugen, die den Menschen das Göttliche als eine Wirklichkeit höherer Art erleben lassen.

Ekstatische Liebesbräuche sollten ebenso dazu dienen wie Musik, Farbwirkungen heiliger Bilder, Atemübungen, Naturstimmungen, aber auch zum guten Teil sehr gefährliche Rauschkräuter.

Immer wieder finden wir darum bei ihnen den ebenso schönen wie mörderisch gefährlichen Stechapfel erwähnt, der den in seinen Gebrauch Uneingeweihten mit großer Leichtigkeit in Irrsinn, Verblödung und tödliche Vergiftungen zu reißen vermag. Weil Gauner mit seinen Wirkstoffen die Widerstandskraft ihrer Opfer brachen, hieß er u. a. *kitava* oder Spieler, wie auch *dhurta*, Täuscher, Betrüger oder *unmatta*, also trunken, verrückt[1].

Doch ein Kraut, das den Menschen in einen Strudel des Scheins reißt, galt gleichzeitig als ein Wegweiser, gerade den Schein der Welt zu durchschauen und göttliche Wahrheiten zu erkennen: So heißt der Stechapfel bei den alten Indern auch *Shivshekhara*, was an Gott Shiva erinnern soll. „Devaki, die Mutter des (Gottes) Krishna, ist gleichzeitig der Stechapfel (Dhatura).“[2]

Der Stechapfel erscheint geradezu im Mittelpunkt von tiefsinnigen Götterbildern des tibetanisch-indischen Kulturkreises[3]. Das Zusammenspiel der Chakras, der Mittelpunkte von Energieströmen im menschlichen Leib,

wurde von Sehern mit „einer Reihe aufblühender Dhusturablüten“ verglichen[4]. Ihr „Weiß“ besaß offenbar überhaupt seine Bedeutung unter ihren mystischen Sinnbildern[5].

Erst nach dem Mittelalter scheint nach dem Zeugnis der Kräuterbücher der Stechapfel richtig in Europa bekannt geworden zu sein, und man hat darum behauptet, dass die Zigeuner seine Samen, „dessen sie sich bei ihren Betrügereien und auch zu eigenem Genusse als Narkotikum bedienen, zuerst nach Europa gebracht haben“[6].

Eine dunkle Zigeunersage erzählt tatsächlich, wie die Gattin eines großen Zauberers, von der alle die Nomaden ihrer Rasse abstammen sollen, in den Stechapfel verwandelt wurde: „Den ihre Kinder mit sich in die Welt führen und überall verbreiten.“[7]

Die Chemie der Hexenflüge

Als ein Freund von mir der magischen Zigeunertrommel „mit den wahrsagenden Stechapfelsamen“ nachging, von der noch in einem andern Abschnitt geredet werden soll, vernahmen wir in der Gegend von Salavaux-Vallamand, „dass Vagabunden, die sich früher besonders um den Murtensee herumtrieben, solche Pflanzen in den römischen Ruinen von Avenches gesäet haben, wo man sie noch lange finden konnte“[8].

Auch sonst ist der Gebrauch von Nachtschattengewächsen bei Zauberbräuchen in der Schweiz gut bezeugt, wo wir ja u. a. auch die Ausdrücke Zigeunerkorn, Zigeunerkraut für das Schwarze Bilsenkraut finden: „Früher wurde aus der Pflanze besonders die Hexensalbe bereitet; den Zigeunerinnen schreibt man noch heute die Kenntnis allerlei medizinischer und Zauberkünste zu.“[9]

Einige Forscher gingen sogar so weit, aus den Wirkungen der gefährlichen Nachtschattengewächse – und vor allem des (nach ihnen) von den Zigeunern von Indien her eingeführten Stechapfels – die verwirrenden Gesichte zu erklären, dank denen seit dem 15. Jahrhundert in den europäischen Berggegenden die Hexensekten aufblühten. „Im Oriente dienten die Stechapfelgewächse zur Herstellung von berauschenden Getränken und Tabaken. Stechapfelextrakt spielt auch bei den Hexensalben sowie den narkotischen Zauberräucherungen eine gewaltige Rolle.“[10]

Leider ohne den genauen urkundlichen Beweis zu veröffentlichen, behauptete ein deutscher Forscher: „Deutlich ersichtlich nahmen Stechapfel und Hexenprozesse denselben Weg. Der erstere ist, soweit sich dies bei der Heimlichkeit der Anpflanzung im Anfange konstatieren lässt, immer kurze Zeit vor dem Beginne der Hexenprozesse in eine Gegend eingewandert.“[11]

Deutlich mit den Hexenbünden im Zusammenhang standen die großen, meistens von der Obrigkeit einfach unter dem Begriff „Räuber“ zusammengefassten „Banden“ des 17. und 18. Jahrhunderts, die nachgewiesenermaßen einem abenteuerlichen Glauben an Geister mit fremdländisch-abenteuerlichen Namen verfallen waren und geheimnisvolle Einweihungsbräuche in ihre verschworene Gemeinschaft kannten. Auch hier sind die Urkunden voll von Anspielungen über die „verfluchte Arglist“ ihrer „Liebestränke“ und ihre diesem „oder dem Schnupftabak beigemengten Betäubungsmittel“. Ausdrücklich wurde den gegen solch unruhiges Volk ausgesandten Soldaten verboten, solche Dinge „von einem Fremden, den sie nicht genau kennen“ anzunehmen: Durch den Genuss davon seien „schon viele Knechte und Bediente unter diese schrecklichen Rotten verlockt worden“[12].

Immer wieder verdächtigte man darum die Zigeuner und mit ihnen verbundene andere Außenseitergruppen, schlimme „Giftmischer“ zu sein, die durch ihre Drogen die Menschen „süchtig“ und ihren dunklen Zielen dienstbar machten. Wenn z. B. in Rollenhagens *Froschmeuseler* Pilze zu Kriegszwecken verwendet werden, so gilt dieses Verfahren als von Zigeunern gelernt, da man diesem Volk eben „von jeher“ die Meisterschaft in allen Pflanzengiften zuschrieb[13]. Einen durch das bei Zigeunern kennengelernte maßlose Rauchen von Nachtschattengewächsen verblödeten Bauern des Dreißigjährigen Krieges schilderte Jakob Julius David in seiner Novelle *Verstörte Zeit*[14] und der Franzose Soulie schrieb über eine zigeunerische Kräuterhexe seinen Roman *Une Bohémienne du 15e siècle*, der leider von gewissen „Tsiganologen“ sogar als eine echte geschichtliche Quelle angesehen wurde[15]. Wie es auch Heinz von Cramer in seine Zigeunererzählung einbaute, wollten die Bürger, denen es um Vorwände zu Verfolgungen der fremden „Horden“ ging, stets „Beweise haben, dass die Ägypter (Zigeuner! S. G.) überall in der Gegend Stechapfelsamen gesät hätten, die giftigste Pflanze, die es gäbe, und dass diese schon an allen Ecken und Enden ins Kraut zu schießen begänne[16].

Man hat sogar behauptet, dass die Erscheinungen des Hexenwesens vor allem erst deshalb verschwanden, weil die Lebensgewohnheiten von Stechapfel und Bilsenkraut, beides Schuttpflanzen, mit der Umweltgestaltung durch unsere Zivilisation beeinträchtigt werden: „In den letzten Jahren“ seien sie „sehr selten geworden“, da die „allgemeine Pflasterung“ und die „intensivere Benutzung aller vorhandenen Plätze zu Kulturzwecken“ ihnen immer mehr die Grundlagen des Daseins entziehen[17].

Das Geheimnis der Zauberei

Die ganze Kräuterwissenschaft scheint aber zu beweisen, dass die Zigeuner gegenüber dem riesigen Gebiet der Magie grundsätzlich eine viel sachlichere, wenn man will „naturwissenschaftliche“ Einstellung hatten, als unsere noch immer von Schulbüchern als „aufgeklärt“, „logisch“ bezeichnete Zivilisation lange Jahrhunderte hindurch.

Die „Hexe“ im europäischen Sinne, als böse, hässliche Teufelsdienerin, war dem Zigeuner fremd und blieb es wohl bis heute – „es gibt keinen Satan in Indien“ und ebensowenig bei den indischen Einwanderern in unseren Ländern, stellte deren großer Kenner Leland fest; Hexen sind dem Zigeuner nicht mehr und nicht weniger als Frauen mit gewissen geerbten Eigenschaften und erworbenem Wissen über bestimmte Naturkräfte[18].

Das Wort für Wahrsagerin, Kartenlegerin usw. ist bei den Zigeunern *drabarni*, wobei dieses Wort, genau wie eine Reihe von Zigeunerwörtern für Zauberei, Gebet, Buch (ursprünglich wohl Zauberbuch, Gebetbuch), Lesen, Lehrer, Schule, Frömmigkeit, Medizin, Apotheke usw., auf *drab* (*drabb, trab, draw*) zurückgeht = Kraut, Wurzel, auch Arznei, Droge, Gift (altindisch *dravja*)[19].

Zauberei bedeutete den Zigeunern und damit allen europäischen Magiern, die bei ihnen in die Schule gingen, nichts als eine echte Naturwissenschaft, eine genaue, selbstverständlich für Laien sehr gefährliche Kunde über das Zusammenspiel pflanzlicher Wirkstoffe und verborgener Fähigkeiten unseres Bewusstseins; „Wenn ihr sehen wollt, wie Gnomen und Kobolde (*gnomes, farfadets*) auf der Erde erscheinen, wird euch der Magier raten, einen Duft (*parfum*) herzustellen, der aus dem Dampf zusammen verbrannten Korianders, Schierlings, Bilsenkrauts entsteht.“[20]

Der deutsche Reisende Kämpfer erhielt von seinen indischen Gastgebern einen etwas besonders zubereiteten Stechapfel. Er fühlte sich dann in der Gesellschaft so lustig

wie „niemals in seinem Leben". Man lachte einander an und umarmte sich. Der Heimritt kam jedermann vor, „als wenn sie durch die Luft flogen" – „sie sahen überall um sich herum Regenbögen und die schönsten Farben". Gewöhnliche Speisen erschienen ihnen wie ein Festessen an kostbarer Tafel[21]. Finden wir hier nicht alles Erlebnisse, wie wir sie z. B. in den Sagen von den Zusammenkünften der Zauberer dauernd vernehmen?

Als Erscheinungen bei Menschen, die gemeinsam unter Einfluss von Nachtschattendrogen kamen, hat man in der Neuzeit beobachtet: „Dabei glauben sie, aneinander zu kleben und gar nicht anders handeln zu können" – jede noch so läppische Handlung des einen wurde von den Schicksalsgenossen genau wiederholt. Im Märchen von „Hans mit der Goldenen Gans", wurde schon vermutet, „scheint ein solcher Rausch (wohl durch Stechapfelsamen provoziert) geschildert zu sein"[22]. Wer denkt hier nicht an die seltsamen fahrenden Geiger der Alpenüberlieferung, denen „jeder blind folgen musste, ob er es nun wollte oder nicht"[23].

Was die berühmten „Flugerlebnisse" unserer Hexen angeht, so erinnern wir nur an die Behauptungen von Muratori, der Träume dieser Richtung „auf gut funktionierenden Blutkreislauf zurückführte": Gerade dann, wenn der Mensch sich besonders gesund fühle, würden Flugträume entstehen[24]. Die Wirkstoffe, die in Nachtschattengewächsen nachweisbar sind, scheinen die Voraussetzungen zu entsprechenden Gesichten zu erschaffen: „Hyoscyamin ruft ausgesprochene Flugerlebnisse hervor, die mit üppig-sinnlichen Bildern einhergehen …

Mehrfach wird betont, dass der Flugtraum mit einer freien und ungehinderten Atmung korreliert ist. In einigen Asthmamitteln ist auch Hyoscyamin enthalten."[25]

Wenn unsere Ahnen von „Fahrenden“, „Fahrendem Volk“ redeten, hörten sie aus diesen Worten nicht nur heraus, dass solche Menschen Nomaden seien: Sie vernahmen hier auch die Anspielung auf die „Zigeunerkunst“ des „Fahrens“ (Fliegens, Reisens) durch die nächtlichen Lüfte[26].

Der sesshafte Mensch neigte gegenüber den magischen Erlebnissen, wie er sie in den Feensagen vernahm, zu zwei Erklärungsversuchen: Entweder schützte er sich vor der Angst gegenüber dem Unbekannten, indem er alle entsprechenden Geschichten als Lügen bezeichnete. Oder er erkannte in ihnen „einen wahren Kern“ und verfiel dann dem zu Hexenverfolgungen führenden Aberglauben an „übersinnliche dämonische Mächte“.

Seelenreisen durch phantastische Gesichte waren dagegen für die fahrenden „Zauberer“ niemals „übernatürlich“, sondern Bestandteile ihrer uralten Naturwissenschaft: Die Nomaden waren damit vom 15. bis zum 18. Jahrhundert nicht nur die Lehrer der Europäer auf dem Gebiet der Magie – sie waren es auch auf dem einer richtig verstandenen Aufklärung des verstandesmäßigen Begreifens unserer Welt.

Anmerkungen

[1] A. de GUBERNATIS, *La mythologie des plantes*, 2, Paris 1878, 121.

[2] *Gubernatis*, 1, 1882, 115.

[3] *Sandoz Bulletin*, 23, Basel 1971, 17.

[4] A. AVALON, *Die Schlangenkraft*, Weilheim 1961, 195.

[5] A. MOOKERJEE, *Tantra-Kunst* …, Basel 1968, 18.

[6] R. LIEBICH, *Die Zigeuner in ihrem Wesen* …, Leipzig 1863, 13.

[7] WZ, 8f.

[8] René NEUENSCHWANDER (Worb), mündlich.

[9] Schweiz. *Idiotikon*, 3, 1895, 474.

[10] G. W. GESSMANN, *Die Pflanze im Zauberglauben*, 2. Aufl., Berlin 1922, 96.

[11] L. MAJER, *Periode d. Hexenprozesse*, Hannover 1882, 97.

[12] F. C. B. AVÉ-LALLEMANT, *Die Mersener Bockreiter des 18. u. 19. Jahrhunderts*, Leipzig 1880, 66f. u. 82ff.

[13] E, 54.

[14] E, 7.

[15] V, 241.

[16] KZ, 105.

[17] MAJER, 79.

[18] L, 127.

[19] W, 75f. DRAB, heute auch Tabak, drabali = Zigarette!

[20] E. GILBERT, *Les plantes magiques et la sorcellerie*, Moulins 1899, 22f.

[21] Majer, 81f.

[22] V. A. REKO, *Magische Gifte*, 3. Aufl., Stuttgart 1949, 82f.

[23] Vgl. GOLOWIN, Sagen aus dem Bernbiet, 2, Basel 1966, 10f. (Nach: H. Runge, In: *Westermanns Jahrbuch* d. illustrierten deutschen Monatshefte, 4, Braunschweig 1858, 31; auch Hans Schraner, Interlaken, mündlich.)

[24] W. V. SIEBENTHAL, *Die Wissenschaft vom Traum*, Berlin 1953, 383ff.

[25] SIEBENTHAL, 191.

[26] HAMPE, 6.

Der Text ist dem Buch von Sergius Golowin *Zigeuner-Magie im Alpenland*, Verlag Huber, Frauenfeld und Stuttgart 1973, entnommen. Mit freundlicher Genehmigung von Heidi Ramseier.



Brugmansia suaveolens Baumdatura

Alexander Ochse

Ein Duftrausch mit der Engelstrompete (*Brugmansia* spp.)

Nachtschatten-Erfahrungen haben die meisten Menschen. Wenn wir uns beispielsweise ein schmackhaftes Essen mit Kartoffeln, Auberginen und Tomaten zubereiten, ist das schon Nachtschatten-Mischkonsum. Zum Nachtisch noch ein paar *Physalis* und hinterher eine Zigarette, und schon sind wir bei den psychoaktiven Nachtschatten-Erfahrungen angelangt.

Dann gibt es natürlich noch die Nachtschatten-Erfahrungen mit tropanalkaloidhaltigen Gewächsen (psychoaktive Tropanalkaloide = unter anderem Atropin, Hyoscyamin und Scopolamin). Diese Erfahrungen hatten wahrscheinlich einige Leser auch schon. Auch ich hatte diverse Tropanalkaloid-Erlebnisse. Diese sollen aber nicht Inhalt dieses kleinen Beitrags sein. Nur kurz und bündig hierzu: Man sollte es bei Experimenten mit tropanalkaloidhaltigen Pflanzen bei geringen Dosierungen belassen, da die unerwünschten Nebenwirkungen doch erheblich sein können. Ich erinnere mich gut daran, dass ich nach einer Überdosis etwa vier Wochen lang meine Augen nicht fokussieren konnte, was konkret bedeutete, dass ich weder lesen, schreiben, Auto fahren noch irgendwelche Maschinen bedienen konnte. Das Problem an den tropanalkaloidhaltigen Nachtschattengewächsen ist, dass sie eine geringe therapeutische Breite haben, was konkret bedeutet, dass die gewünschten und unerwünschten Wirkungen sehr nahe beieinander liegen.

In diesem Beitrag soll es um eine ganz besondere Nachtschatten-Erfahrung gehen: den Duftrausch der Engelstrompete (*Brugmansia* spp.). Unser Kollege Dr. Christian Rätsch berichtete mir als erster über den aphrodisierenden Duft der Engelstrompeten. Über Jahre hinweg roch ich immer mal wieder im Vorbeigehen an diversen Züchtungen dieser imposanten Pflanzen. Aber nie bemerkte ich einen besonders intensiven Duft, bis ich zufällig eines Nachts an diesen Pflanzen vorbeikam und ein atemberaubender, sinnlicher Duft mich umhüllte. Engelstrompeten werden von nachtaktiven Insekten bestäubt und verströmen deshalb ihren zauberhaften Duft auch erst ab der Dämmerung, dann aber die ganze Nacht hindurch. Diese Erfahrung ließ mich zum absoluten Freund der Engelstrompeten werden. Ich züchte und sammle nun seit vielen Jahren diese Pflanzengeister. Versuche, sie in meinem Keller zu überwintern und am Leben zu erhalten, damit sie im Spätsommer endlich anfangen zu blühen und ihren wohlriechenden Duft verströmen.

Die vornehmlich als Kübelpflanzen gehaltenen Engelstrompeten sind heutzutage aus keinem Stadtbild mehr wegzudenken und Stolz vieler Hobbygärtner. Sie sind baumartige, mehrjährige und bis zu mehreren Metern große Gewächse, welche botanisch mit dem Stechapfel (*Datura* spp.) nahe verwandt sind. Die beiden Gattungen können sehr einfach anhand der Blüten unterschieden werden: Die Blüten der *Brugmansia*-Arten hängen herab, während die Blüten der *Datura*-Arten nach oben stehen. Es gibt mittler weile unzählige verschiedene *Brugmansia*-Arten und -Hybriden, die sehr unterschiedlich duften. Meine Lieblingsart ist die weiß- bzw. crèmefarbene *Brugmansia arborea*.



Der Autor bei der Duftmeditation mit einer Engelstrompete

Der Duft dringt direkt bis in das Rückenmark. Es ist ein berauschender Duft, völlig einnehmend und aphrodisierend. Die olfaktorische Wahrnehmung ist unser komplexester chemischer Sinn. Gerüche gelangen unmittelbar ohne große Umwege in die Amygdala, den Teil des Limbischen Systems, das an der Verarbeitung von Emotionen beteiligt ist und evolutionsgeschichtlich den ältesten Teil unseres Gehirns darstellt. Das ist der Grund, aus dem wir Gerüche so intensiv wahrnehmen und oftmals mit bestimmten Gefühlen in Verbindung bringen. Das Limbische System ist auch unter anderem für die Ausschüttung von Endorphinen verantwortlich (körpereigene, also endogene Morphin-Analoga), was die berauschende und aphrodisierende Wirkung des Engelstrompeten-Dufts erklären könnte.

Für eine Duftmeditation geht man am besten ganz nahe an die Pflanzen heran und steckt die Nase in die großen

trichterförmigen Blüten, die dafür wie gemacht sind. Nun schließt man die Augen und atmet ganz tief und ruhig durch die Nase ein. Ihr werdet erstaunt sein, wie intensiv betörend der Duft ist. Man vergisst Raum und Zeit und ist völlig im Duft gefangen. Große Engelstrompeten haben manchmal bis zu 50 Blüten gleichzeitig geöffnet. Sie eignen sich dann perfekt für eine Duftmeditation mit mehreren Personen gleichzeitig. Es ist eine wunderschöne Erfahrung, mit seinen Freunden gemeinsam den Nektar der Ambrosia einzuatmen. Bei Duftmeditationen mit den Engelstrompeten bemerke ich immer wieder, wie meine Lippen die Blüten berühren. Wahrscheinlich nehme ich dabei sehr geringe Mengen des Wirkstoffs auf, was aber sicherlich pharmakologisch unbedenklich ist. Es ist so, als ob die *Brugmansia* mich magisch anzieht.

Wichtiger Hinweis: Im Internet finden sich Berichte, dass bei sensiblen Personen schon allein der Duft der Engelstrompete Symptome wie Kopfschmerzen, Verwirrtheit und Halluzinationen auslösen kann.



Withania somnifera Schlafbeere

Orestes Davias

Eine unabsichtliche Erfahrung des Herz-Öffnens

Ohne Zweifel, es war ein sehr schwieriger Frühling. Unser Sohn war vor zwei Wochen zur Welt gekommen, und der Zustand zuhause und in meinem Kopf, aber auch an der Arbeit, war recht prekär. An Schlaf war nicht zu denken, denn entweder weinte oder schrie unser geliebter Nikolakis nahezu ununterbrochen – oder aber auch beides zugleich. Mit Mühe erkämpften wir uns hin und wieder eine halbe Stunde auf der Couch, und ich fühlte ständig, dass ich immer wieder auf dem schmalen Pfad wandelte, der die Welt der Wachheit von dem schattenhaften Königreich des Morpheus trennt. Meine Gefühle, die zu der Zeit ausgesprochen durcheinander waren (eine Mischung aus Freude und anhaltendem großem Stress), ließen sich oft nicht unter Kontrolle halten, was hin und wieder zu unangenehmen Ausbrüchen führte. Der Druck an meiner neuen Arbeitsstelle war groß, aber mein Antrieb wurde immer geringer …

Es war Samstagmittag, als ich in meine geliebte Euripides-Straße im historischen Zentrum Athens ging. Die Straße erinnert sehr an den Mittleren Osten, und in ihr befinden sich die ältesten und besten Geschäfte mit Gewürzen, Kräutern und Lebensmitteln. Der dicke Inhaber eines solchen Ladens war ein Freund von mir, und bei meinem Anblick war er sichtlich erschrocken. Nach den unerlässlichen Glückwünschen zur Weiterführung meiner Dynastie fragte er mich: „Was ist los mit dir? Du siehst gar nicht gut aus.“

Ich erklärte ihm, wie es bei mir zuging, und bat ihn, mir von der guten Baldrianwurzel zu geben, die mir in vergangenen Stress-Situationen zu einem ruhigeren Schlaf verhalf. „Ich habe etwas Besseres, Ashwagandha (Wurzel der Schlafbeere *Withania somnifera*), die ich gerade erst aus Indien erhalten habe.” Er gab mir ein Stückchen, das dick und so dunkel wie der Finger eines Sadhus war. Es roch stark. „Gebrauche sie vorsichtig, sie ist frisch und sehr stark.”

Ich muss dazu sagen: Ich bin seit meiner Pubertät Vegetarier, trinke nur ganz selten, rauche nicht und reagiere auf äußere Einflüsse aller Art recht empfindlich. Ich meide also alle starken Gerüche und dominanten Geschmäcker von Grund auf.

Der nächste Abend zuhause verlief merkwürdigerweise ruhig, der Säugling und seine Mutter schliefen tief. Nun konnte ich niemandem die Schuld für mein Herzklopfen, den flachen Atem und meine Nervosität in die Schuhe schieben, jedenfalls konnte ich nicht still im Sessel sitzen und endlich den schon monatelang verspäteten Text schreiben … Ich ging also in die Küche und brach ein Stückchen von der Wurzel ab, etwa fünf Zentimeter lang, und ließ es in einer Porzellankanne in kochendem Wasser einweichen. Danach beschäftigte ich mich mit einem Telefonat und ließ die Wurzel ungestört für ungefähr eine halbe Stunde ihre Wirkstoffe abgeben. Anschließend trank ich zwei Tassen von dem Gebräu, die erste – weil sehr bitter – in einem Zug, die zweite mit Honig gesüßt schluckweise und vergnüglich.

Danach zwang ich mich, die seltene Gelegenheit, dass meine kleine Familie mal ruhig schlief, zu nutzen und endlich meinen Text zu verfassen. Ich verlor jegliches Zeitgefühl, die Worte flossen geradezu aufs Papier, allerdings ohne, dass ich es hätte bewusst kontrollieren können. Drei oder vier so gut wie automatisch geschriebene

Seiten später schaute ich auf die Uhr. Es war bereits 10 Uhr. Ich stand schnell auf, da mir einfiel, dass die Kioske sonntags früh schließen. Also zog ich mich an und ging, die bedruckten Seiten voller Selbsttäuschungen zu holen, mit denen die Menschheit sich selbst veräppelt … In einer der Zeitungen waren Texte von mir, und ich musste schauen, ob sie richtig gedruckt waren. „Musste? Müssen? Es gibt wohl kein dümmeres Wort”, dachte ich, während ich langsam die Treppe hinunterstieg, die mir irgendwie weicher als sonst vorkam, so als ob sie jemand mit einem dicken persischen Teppich bedeckt hätte. Ich ging auf die Straße. Meine Lippen fühlten sich taub an, und ich hatte ein erfreuliches Summen im Kopf. „Was ist eigentlich los?”



Frucht der Schlafbeere und „Lampignons“.

Bevor ich mir eine Antwort erdenken konnte, sah ich sie in all ihrer Pracht: Die bis gestern uninteressanten Kiefern auf der Straße hatten sich in wunderschöne Dryaden verwandelt, die mich mit langsamen Bewegungen ihrer Gliedmaßen zu sich riefen. Ich wollte, wie nichts sonst auf der Welt, zu ihnen laufen und in ihrer Umarmung verloren gehen. Aber ich hatte meine Verbindung zur Dimension der „Normalität" nicht ganz verloren. Ich sah, wie der Fleischer, der mir gegenüber wohnte, mich von seinem Balkon aus beobachtete. Unsere Beziehung war eher unentspannt, besonders aufgrund meiner Neigung, meiner vegetarischen Lebensweise hin und wieder öffentlich Ausdruck zu verleihen. Ich denke eben, dass die Menschen mit ihrer Angewohnheit, Kadaver zu verspeisen, auch sich selbst großen Schaden zufügen. Glücklicherweise kam mir spontan die Lösung. Ich näherte mich dem ersten Baum, umarmte ihn mit der einen Hand und mit der anderen Hand tat ich so, als ob ich meinen Schuh binden würde. Vermutlich aufgrund dieser abstrusen Situation ereilte mich die Vision von Boten zweier Völker, die einstmals zusammenlebten und sich nun umarmt in der Mitte einer zyklopischen Steinbrücke befanden (und der Metzger guckte …), bevor sie sich wieder trennten – mit Tränen in ihren Augen …

Mit Mühe kam ich zur Straßenecke, meine Füße waren gummiweich. Ich begegnete einem mir unbekannten alten Mann, der von den vielen Jahren gebeugt ging und insgesamt recht unglücklich und geschunden ausschaute. Mich jedoch überlief in diesem Augenblick von innen her eine erlösende Freude des Seins, und die wollte ich dem alten Mann auf irgendeine Art (vielleicht mit Worten oder mit Schmeicheleien) mitteilen, hatte dann aber ernsthafte Bedenken, dass der Mann mich für verrückt hätte halten können und womöglich begonnen hätte, um Hilfe zu rufen. Nach einem länger andauernden, ziemlich ratlosen Zögern,

sah ich ein, dass es besser war, den Unbekannten in Ruhe zu lassen. Also drehte ich mich um und schlug den Weg zu meiner Wohnung ein.

Verschwitzt und schrecklich ermüdet kam ich zuhause an, kletterte nahezu auf allen Vieren die Treppe hoch, umarmte die (glücklicherweise!) noch Schlummernden und fiel in einen elfstündigen Schlaf. Nach dem Erwachen hatte ich einen schweren Kopf und mich überkam die Gewissheit, dass ich eine solche Erfahrung mit Ashwagandha, zumindest in einer solch apokalyptischen Heftigkeit, nie wieder erleben würde ...



Ashwagandha-Pflanze und -Wurzel



Capsicum annuum Chilipflanze

Kevin Johann

Feuerspucken zum Frühstück

Erfahrungen mit Chili

Da die psychoaktiven Solanazeen meist mit jenen Gattungen assoziiert werden, deren Pflanzenbestandteile die halluzinogenen Tropanalkaloide Hyoscyamin und Skopolamin enthalten, also Alraune (*Mandragora* spp.), Bilsenkraut (*Hyoscyamus* spp.) , Engelstrompete (*Brugmansia* spp.), Stechapfel (*Datura* spp.) und Tollkirsche (*Atropa* spp.), sind die meisten Menschen der fälschlichen Ansicht, dass die psychoaktiven Nachtschattengewächse nicht zu ihrem Erfahrungsschatz gehören. Dabei wird allzu oft vergessen, dass die Nachtschattenfamilie nicht nur toxisch-halluzinogene Spezies umfasst, sondern auch solche, die seit langen Zeiten als Lebensmittel kultiviert und entsprechend genutzt werden. Hierzu zählen etwa die Kartoffel (*Solanum tuberosum*), die Tomate (*Solanum lycopersicum*), die Aubergine (*Solanum melongena*), die Baumtomate (*Solanum betaceum*) sowie die Blasenkirsche (*Physalis* spp.). Genau wie die allseits bekannte, hochinteressante und in vielen Speiseplänen fest integrierte Paprika (*Capsicum* spp. / *Capsicum annuum*), die auch unter ihren traditionellen Bezeichnungen Spanischer Pfeffer, Peperoni, Cayenne, Chili und Pfefferoni bekannt ist. Hochinteressant sind die Vertreter dieser Nachtschattenart unter anderem deshalb, weil sie Capsaicin ($C_{18}H_{27}NO_3$) enthalten. Dabei handelt es sich um ein Alkaloid, das zweifelsohne eine psychoaktive Wirkung herbeiführt. Und

zwar eine solche, die fast jede Person kennt, welche schon einmal von den scharfen Chilischoten genascht hat.

Klar, jeder kennt sie, und die meisten haben sie auch schon einmal probiert. Wenn auch das Probieren schon von einigen Personen als schmerzlich unangenehm empfunden wird und deshalb ein einmaliges Erlebnis bleibt, gibt es, vor allem in den asiatischen sowie süd- und mittelamerikanischen Gefilden, eine Vielzahl an Personen, denen die Wirkung, die sie hervorrufen, ungemein gefällt. In ihrer botanischen Heimat Mexiko und Indien beispielsweise lässt sich sogar von einer nicht mehr wegzudenkenden und voll etablierten, kulinarisch-kulturellen Einbettung sprechen. Die Rede ist von den feurig-scharfen Chilifrüchten bzw. -schoten, die von einigen Personen aufgrund des brennenden Schmerzes, den sie nach Einnahme auf der Zunge sowie im gesamten Mundraum hinterlassen, strikt gemieden werden, während andere Personen offensichtlich gar nicht genug von ihnen bekommen können. Und dies nicht bloß in Indien oder Mexiko, sondern auch hierzulande, wie die steigende Anzahl an Hobbyzüchtern, der aktuell zu beobachtende Boom der „schärfsten Currywürste“ oder die Vielzahl an Chilisaucen, die unter furchteinflößenden Namen wie zum Beispiel „100 % Pain“ massenweise auf den Markt geworfen werden, unmissverständlich zeigen. Doch neben diesem derzeitigen, fast schon extremen Chili-Trend ist die kulinarische Verwendung von Paprika bzw. Chili, womit übrigens gleichermaßen die Pflanze als auch die scharfen Früchte bezeichnet werden, sehr alt und in nahezu jeder lokalen Küche in einer bestimmten Form verankert.

In der mexikanischen, der mittel- und südamerikanischen, der indischen, der chinesischen, der indonesischen, der thailändischen sowie auch in der türkischen, griechischen und balkanischen Küche sind die scharfen Chili-Früchte zentral und von besonderer Relevanz, während hierzulande und in anderen mitteleuropäischen

Staaten vorzugsweise die mild oder gar süß gezüchteten Paprikas ihren Weg auf den Teller finden. Solche nämlich, die kaum noch Capsaicin enthalten. Doch ob nun mild-fruchtige oder scharfe, capsaicinreiche Paprika, fast alle gehören sie zur weltweit verbreitetsten Art, nämlich *Capsicum annuum*, und enthalten folgende Inhaltsstoffe: Wasser (91 %), steroidale Alkaloide, Glykoside, Flavonoide, Eiweiß, Fett, Kohlenhydrate, Ballaststoffe, Carotinoide, Vitamine B_1 + B_2 + B_3 + C + E, Natrium, Kalium, Magnesium, Kalzium, Eisen und Phosphor. Was die Vitaminkonzentration angeht, ist zu beachten, dass diese in den roten Paprikas in höherer Konzentration vorliegt als in den grünen. Dass der kulinarische Gebrauch der scharfen Chilis in den warmen und tropischen Erdregionen besonders verbreitet ist und aus ernährungsphysiologischer Sicht sinnvoll erscheint und sogar empfohlen wird, liegt primär darin begründet, dass man nach der Einnahme des Schärfestoffs ins Schwitzen gerät und Poren und Gefäße sich erweitern. Hierdurch wiederum wird nämlich garantiert, dass das für die Regulierung der Körpertemperatur zuständige körpereigene Kühlsystem aktiviert und die Temperaturkonstante von etwa 37 °C nicht überschritten wird.

Biochemisch lässt sich dieser Effekt dadurch erklären, dass Capsaicin unter anderem auf jene Botenmoleküle einwirkt, die den Reiz der Schmerzempfindung, verursacht durch zu hohe „Hitze“, an entsprechende Gehirnzellen transportieren.

Doch nicht nur die kulinarische Verwendung der Chilischoten ist lange dokumentiert, sondern auch die ethno- bzw. volksmedizinische. So werden Chilis nachweislich zur Behandlung einer Vielzahl von Krankheiten eingesetzt. Vor allem deshalb, weil die scharfen Schoten, also das darin enthaltene Capsaicin, stark antibakteriell (bakterienabtötend), antioxidativ (vor oxidativem Stress

schützend), antiinflammatorisch (entzündungshemmend), brennend, diaphoretisch (schweißtreibend), hyperämisierend (durchblutungsfördernd), stimulierend, reizend, vasodilatierend (gefäßerweiternd) und wärmend wirken. Krankheiten bzw. Krankheitssymptome, die beispielsweise im Rahmen der mexikanischen Volksmedizin mit Chili behandelt werden, sind Atembeschwerden und Halsschmerzen. Äußerlich, etwa in Form einer zerstampften Paste, werden die Schoten bei schmerzenden Gelenken und Muskeln eingesetzt. Daneben kennt die mexikanische Volksmedizin die zerkleinerten, scharfen Chilischoten, häufig in Kombination mit Kakaobohnen (*Theobroma cacao*), auch in Form eines heilsamen Räucherwerks, das traditionell bei Fiebererkrankungen (z. B. Malaria) u. a. inhaliert wird.

Der psychoaktive Effekt, der nach der Einnahme einer feurig-scharfen Chilizubereitung eintritt, ist eigentlich recht schnell erklärt. Denn die psychoaktive Wirkung beruht im Grunde genommen ausschließlich darauf, dass der Körper in Folge des brennenden Schmerzes, der, wie gesagt, durch das Alkaloid Capsaicin verursacht wird, in außergewöhnlich großzügigen Mengen körpereigene (endogene) Opioide und Endorphine, sogenannte Glückshormone, ausschüttet. Hierdurch wiederum verspürt der Konsument bzw. der Kulinarier eine entspannende Schmerzlinderung, gegebenfalls auch Zustände leichter bis mittlerer Euphorie bis hin zu einer aphrodisierenden Wirkung, wobei letztere besonders von Dosis (20 bis 125 mg Capsaicin), Set und Setting abhängt. Metaphorisch könnte man Chilis darüber hinaus, genau wie die Brennnessel (*Urtica* spp.), auch als „Zen-Pflanzen“ verstehen, da sie eine Person unausweichlich ins „sagenumwobene“ Hier und Jetzt befördern.

Daher verwundert es auch überhaupt nicht, dass Chilis ethnobotanisch betrachtet seit jeher nicht nur als Nahrungsmittel oder Medizin gebraucht werden, sondern

parallel dazu auch rituell-psychoaktiv. So ist es in traditionellen Kontexten nicht unüblich, dass eine Vielzahl psychoaktiver Produkte mit scharfen Chilis versetzt wird, beispielsweise Ayahuasca, Balché, Bier, Kakao, Kava-Kava, Räucherwerk sowie diverse Schnupfpulver. Die Kakusi-Indianer aus dem südamerikanischen Guyana gebrauchen Chili als stimulierendes Psychoaktivum, während die scharfen Paprikaschoten im Kulturkreis der ecuadorianischen Waoraniindianer unter anderem dazu genutzt werden, eine Person wieder nüchtern zu machen, wenn sie nach der Einnahme von Ayahuasca zu stark berauscht ist (vgl. Rätsch 2012: *Enzyklopädie der psychoaktiven Pflanzen*, 5. Auflage, S. 552). Mazatekische Schamanen inhalieren vor der Divination, wie Rätsch schreibt, große Mengen eines psychoaktiven Räucherwerks, bestehend aus Chilischoten und Copal (*Pinus* spp.). Die mexikanische Ethnie der Huaxteken kennt Chili, neben Stechapfelblättern und gelöschtem Kalk (Calziumhydroxid), als zentrale Ingredienz eines magischen Pharmazeutikums. Anderenorts werden Chilischoten etwa auch zur Vertreibung böser Geister verräuchert.

Natürlich ist es im Kontext der vom Chili-Verzehr ausgehenden psychoaktiven Wirkung so, genau wie es bei der Wahrnehmung des Schmerzreizes der Fall ist, dass es in Folge einer regelmäßigen Einnahme zu einer Toleranzbildung kommt, wobei dieser Gewöhnungseffekt jedoch nachgewiesenerweise nicht, wie es bei einigen anderen Psychoaktiva der Fall ist, zu einer Abhängigkeit führen kann, und zwar weder zu einer physischen, noch zu einer psychischen.

Bevor ich über meine eigene Erfahrungsgeschichte mit Chili berichte, die sich nahezu unausweichlich und in voller Intensität in Indien ereignete, möchte ich noch ganz kurz auf einen weitverbreiteten, jedoch inzwischen mannigfach widerlegten Mythos eingehen. Nämlich auf jenen, der

besagt, dass Chilis die Geschmacksnerven zerstören und eine Überdosierung sogar zum Tode führen kann. Beides entspricht nicht der Wahrheit. Capsaicin tötet die Geschmacksnerven nicht ab, sondern bewirkt infolge einer erhöhten Durchblutung und einer damit einhergehenden Erwärmung des Gaumens sogar eine Intensivierung des Geschmackserlebnisses. Und zur zweiten These kann gesagt werden, dass Capsaicin dosisabhängig natürlich einige unangenehme Nebenwirkungen birgt. Ein Todesfall jedoch, der sich ausschließlich auf die Einnahme von Chilis bzw. Capsaicin zurückführen ließe, wurde bis dato nicht dokumentiert.

Meine eigenen Erfahrungen machte ich, wie gesagt, vor allem in Indien – einem Land, welches das scharfe Gemüse, nicht selten auch zu Gewürzpulver verarbeitet, fest in den alltäglichen, nationalen Speiseplan integriert hat. Schnell hatte ich das Gefühl, dass die indische Küche, die keinesfalls mit der ayurvedischen gleichgesetzt werden darf, offensichtlich kein Gericht kennt, das keine Chilis enthält und nicht höllisch scharf schmeckt. Aber das macht nichts, dachte ich mir, denn schließlich liegen viele indische Küchen, was die hygienischen Verhältnisse angeht, deutlich unter den europäischen Standards, und da Chilis unter anderem auch bakterienabtötend wirken, kann das ja für das Essen und folglich auch für meine Gesundheit nur positiv sein.

Nachdem ich mich in den ersten Wochen meiner Reise beim alltäglichen Essen noch ständig mit schmerzender Zunge, mehr oder minder starken Schweißausbrüchen sowie mit tränenden Augen konfrontiert sah, gewöhnte ich mich in zunehmender Weise an die scharfen Gerichte und fühlte mich irgendwann schon fast wie ein echter Inder, zumindest was die Chili-Verträglichkeit angeht. Die psychoaktive Wirkung habe ich persönlich eher als anregend-stimulierend

empfunden als euphorisierend; dies zwar auch, aber vergleichsweise geringfügig, was vielleicht auch daran lag, dass ich ohnehin die meiste Zeit guter Laune war. Vielmehr hatte ich den Eindruck, dass mich das scharfe Essen in gewisser Weise energetisch kräftigte, was auch unbedingt vonnöten ist, will man der mitunter unerträglich drükkenden indischen Hitze erfolgreich trotzen.

Die ersten Wochen vergingen, und zunehmend dachte ich, ich hätte mich an das scharfe Essen gewöhnt und wäre „abgehärtet". Dass ich mich gewaltig täuschte und noch weit davon entfernt war, ein echter Inder zu sein, erfuhr ich irgendwann in der dritten oder vierten Woche, als ich mir spätmorgens zum Frühstück in einem kleinen lokalen, provisorisch aus Brettern zusammengebauten Restaurant ein Masala Dosa bestellte. Dabei handelt es sich um eine Art Pfannkuchen mit würziger Kartoffelfüllung, wobei dieser gar nicht das Problem war, sondern vielmehr ein kleiner Klecks Soße, der sich auf dem Teller befand. Kopflos und vertieft in ein Gespräch mit meiner Freundin, strich ich mir einen großen Teil des Kleckses auf den ersten Bissen meines Frühstücks, und es dauerte keine drei Sekunden, da fing mein Mund fürchterlich an zu brennen. Ich erahnte, warum es nur ein Klecks und nicht etwas mehr Soße gewesen war. Das Brennen wurde stärker und ging über in den Bereich des Unerträglichen. Es verlagerte sich von Zunge und Gaumen zudem auf den gesamten Rachenraum bis hinunter zur Brust und es hätte mich, ehrlich gesagt, kaum gewundert, wären mir beim Ausatmen ein paar Flammen mit rausgekommen. Wenige Sekunden später setzten starke Schweißausbrüche ein. So intensiv wie in diesem Moment hatte ich noch nie in meinem Leben geschwitzt, selbst nicht beim Sport. Fast zeitgleich mit dem Einsetzen der Schweißattacke fing zudem mein Herz zu rasen an. Weder eine Flasche Wasser noch der milchige Chai, den mir meine Freundin in der Hoffnung auf Linderung schnell besorgt

hatte, konnte meinem Leiden, das zu diesem Zeitpunkt noch keine Minute angedauert hatte, Abhilfe schaffen. Als sich dann auch noch mein Kreislauf meldete und ich mir einbildete, nicht genügend Luft atmen zu können, bekam ich es sogar ein bisschen mit der Angst zu tun und veränderte meine Position von sitzend zu liegend.



Capsicum annuum

Wenige Minuten später hatte ich das Schlimmste zwar überstanden, aber die Nebenwirkungen dieser versehentlichen Chili-Überdosierung sollten mich auch noch einige Tage später begleiten. Und zwar vor allem in Form

eines brennenden, unangenehmen Gefühls bzw. Schmerzes in der Magengegend. Auch der Stuhlgang brannte in den ersten Tagen nach dem besagten Masala Dosa fürchterlich und war jedes Mal mit Schmerzen verbunden. Normalerweise wäre ich peinlich berührt, wenn ich öffentlich über meinen Stuhlgang berichten müsste, aber in diesem Fall ist das nicht nötig, denn die meisten westlichen Indienreisenden kommen vermutlich irgendwann an einen Punkt, wo ihnen vor lauter scharfem Essen auch mal der Hintern brennt. Danach konnte ich für ein paar Tage nicht im Geringsten daran denken, etwas Scharfes zu essen, was für uns bedeutete, dass die lokalen Restaurants, in die ich mich bis dahin schon ein wenig verliebt hatte, tabu waren.

Eine weitere Nebenwirkung, die sehr häufig mit der Symptomatik einer akuten Chili-Überdosierung einhergeht, mir aber in diesem Fall zum Glück erspart blieb, ist Übelkeit inklusive Erbrechen. Im schlimmsten Einzelfall kann es auch zu einem Schock kommen, der zuweilen sogar zur Ohnmacht führt. Allerdings handelt es sich hierbei um eine natürliche Schutzmaßnahme des Körpers als Reaktion auf den stark brennenden Chili-Schmerz. Es sei jedoch betont, dass ein solcher Schockzustand sowie eine gegebenfalls auftretende Bläschen-Bildung im Mund sehr selten und meist nur bei Personen zu beobachten sind, die mit diversen Soßen experimentiert haben, die das Chili-Extrakt Oleoresin Capsicum (OC) enthalten.

Fazit: Der Chili-Konsum, gleich, ob als scharfes Gewürz zur Geschmacksverbesserung oder zu medizinischen oder psychoaktiven Zwekken, kann sich definitiv lohnen – aber nur, und das möchte ich vor dem Hintergrund meiner Erfahrungen besonders betonen, in einer für das Individuum adäquaten Dosierung. Eine solche Idealdosis ruft ausschließlich den bekannten brennenden Schmerz im Mund, leichtes Schwitzen und eventuell einen verstärkten Ausfluss an Nasensekret hervor, sowie natürlich die durch

den Schmerzreiz bedingte erhöhte Ausschüttung endogener Opioide und Endorphine, die schmerzlindernd, stimulierend, anregend, euphorisierend und, bei entsprechendem Setting, auch aphrodisierend wirken. Bleibt es dabei, ist alles gut. Wird Chili bzw. der Hauptwirkstoff Capsaicin bewusst oder unbewusst überdosiert oder anderweitig unsachgemäß eingenommen, wird es meist unangenehm und derart unerstrebenswert, dass die positiven psychoaktiven Effekte durch die körperlichen Reaktionen (Herzrasen, Atemnot, Magenschmerzen, Durchfall, Übelkeit, Erbrechen usw.) zur Gänze über(nacht)schattet werden. Und das muss ja nun wirklich nicht sein. Wie bei den anderen psychoaktiven Nachtschattenvertretern gilt also auch beim Chili: Weniger ist manchmal mehr!

Empfehlenswerte Literatur zum Thema Chili

Weil, Andrew (1976): Hot! Hot! - I: Eating Chilies. In: *Journal of Psychedelic Drugs* 8, 83-86.

Nickels, Jason (2016): *Chilis anbauen – Ein Ratgeber für die Kultivierung von Chilipflanzen*, Verlag Josef Krejcik

Orestes Davias (2009): Chilifeuer und Knollengenuss: Die essbaren Nachtschattengewächse, Nachtschatten Verlag



Atropa belladonna Tollkirsche

herman de vries

unterwegs.

Im sommer 1969 fuhren wir mit einem kleinen schiff als zwei der sechzehn passagiere von tunis nach marsala auf sizilien. es war uns nicht gelungen, im hochsommer per anhalter die sahara zu durchqueren, weil es wegen der hitze kaum noch verkehr über die piste gab. der kapitän lud uns zum fernsehen ein: die erste mondreise amerikanischer astronauten war zu sehen. das schiff blieb einen tag vor der reede von pantelleria liegen „belle, molto belle – but you cannot get off!“ abends bei der weiterfahrt wurden uns von ein paar mitreisenden „hasch-cookies aus marokko“ angeboten: sie wollten sie nicht durch den zoll mitnehmen. alle, meist junge, passagiere assen eine portion. nach einer knappen stunde fing die wirkung an. die meisten verkrochen sich in ihre kojen, wir blieben auf einer bank an deck. das meer war ruhig, aber welch ein rauschen! der motor des schiffs stampfte wie ein überanstrengtes herz durch unsere köpfe – oder war es unser herz? es wurde lauter und lauter. im dunklen nur noch das rauschen des meers – oder war es unser blut und das riesenherz bum bum bum bum. ich wollte pissen gehen, aber p., die unter allen umständen auf der reise selbständig und cool geblieben war, griff meine hand. sie hatte angst, ich sollte bleiben. ich wollte nur pissen und mich hinlegen und auch hingeben an diesen fremden zustand. sie hielt mich fest und ich fühlte mich für das erste mal auf dieser reise als eine art schutzmacht. aber wie schwer – bum bum bum sie wollte auch nicht weg, war da an ihrem platz wie gebunden, ich hielt ihre hand und pisste über die reeling ins meer. sie zog mich zurück, hatte

eine alles bannende angst bum bum bum endlich nach langer zeit viele stunden? bekam ich sie in ihre koje und legte mich auch hin und dann ging es los: rote feurige wellen schlugen auf mich und über mich hin, dann schlängelten sie sich rot orange gelb nebeneinander auf mich zu und verschwanden in ein unsichtbares loch direkt vor meinem körper darin war geschrieben! es war wie eine offenbarung in einer fremden schrift konnte es trotzdem lesen und staunte und staunte war begeistert wollte den inhalt behalten musste es meinen freunden erzählen wichtig oh ja! ach so! so ist das ja! ah! ohh! aber es ging weiter konnte es nicht festhalten es rollte sich ab ein schrecklicher prozess ein wunderbares geschehen ließ es geschehen nicht mehr zu beschreiben lyrisch? landschaft? mehr als ich! ich?

unterwegs.

im sommer 1969 fuhren wir mit einem
kleine schiff als zwei der zechzehn
passagiere von tunis nach marsala
auf sizilien. es war uns nicht
gelungen, in hochsommer per anhalter
die sahara zu durchqueren, weil es
wegen der hitze kaum noch verkehr
über die piste gab. der kapitän
lud uns zum fernsehen ein: die erste
mondreise amerikanischer astronauten
war zu sehen. das schiff blieb ein
tag vor der reede von pantelloria
liegen "belle, molto belle – but you
cannot get off!" abends bei
der weiterfahrt wurden uns von
ein paar mitreisenden "hash-cookies
aus marokko" angeboten: sie wollten
sie nicht durch den zoll mitnehmen.
alle, meist jungen, passagieren assen
eine portion. nach einer knappen
stunde fing die wirkung an. die
meisten verkrochen sich in ihre
kojen, wir blieben auf einer bank
an deck. das meer war ruhig, aber
welch ein rauschen! der motor
des schiffs stampfte wie ein überan-
gestrengtes herz durch unsere köpfe –
– oder war es unser herz? es
wurde lauter und lauter. im dunkeln
nur noch das rauschen des meers – oder
war es unser blut und das riesen-
herz bum bum bum bum. ich
wollte pissen gehen aber p. die unter

unterwegs. Originalmanuskript

am nächsten tag war meine sprache dahin. konnte kein wort äußern. die anderen schauten mich stumm an. so ging es ihnen auch. es gab nichts mehr zu erzählen. wir wussten alle dass es uns geschehen war und sassen stumm und müde zusammen. innen – weil es zu hell war draussen – zu mächtig.

drei jahre später verkaufte ein liebenswerter alter mann uns, susanne und mir, in marrakesch eine portion ‚majun'. „nicht zu viel, nicht zu wenig, aber nicht mehr als so" und er deutete mit seinem finger die menge an. es sah aus wie die substanz damals auf dem schiff – von tunis nach marsala. wir nahmen es zusammen und legten uns hin, wie er uns geraten hat. es kam nach einer knappen stunde und war wie eine heiße kraft. nach vier stunden war es wieder vorbei. es hatte so ähnlich wie damals gewirkt, aber nicht so überwältigend. die menge war auch kleiner. ein attar – ein kräuterhändler – auf *rahba kédima*, der ‚alte Platz', verkaufte mir die bestandteile. es waren grösstenteils nachtschatten stellte ich viel später fest, als wir die samen zuhause im garten zu pflanzen grossgezogen hatten: *datura stramonium, datura tatula, hyoscyamus albus, atropa belladonna* u. a. – und kein cannabis.

nachbemerkung von 2006: es war damals eine unbeschreibliche erfahrung. sie prägte sich in erinnerung und bewusstsein – ist immer noch nicht in wörter zu fassen: es hat sich gezeigt und es hat mein leben danach grundlegend mitgestaltet.

Abschrift der handgeschriebenen Originaltexte aus: hermann de vries: *natural relations*. verlag für moderne kunst, nürnberg 1989

Die permanente Kleinschreibung und freie Interpunktion verstehen sich als Zeichen künstlerischen Ausdrucks.



Hyoscyamus niger Bilsenkraut

Edzard Klapp

Georg Wilhelm Steller und die Kräuter der Nacht

In seiner Biographie *Georg Wilhelm Steller* [Harvard University Press 1936, Cambridge –Massachusetts] untersucht der Verfasser Leonhard Stejneger die Kräfte und Einflüsse, denen Steller in seiner Jugend ausgesetzt gewesen ist. Unter der Zwischenüberschrift „The Lure of the Unknown“ [Der lockende Ruf des Unbekannten] erwähnt er den 1731 in Nordhausen verlegten Roman *Wunderliche Fata einiger Seefahrer ...* [seit Tieck ein Begriff unter dem Namen „Insel Felsenburg“] des Johann Gottfried Schnabel [Pseudonym Gisander], den Steller gelesen habe: „Die Träume von Entdeckungsfahrten und der Suche nach dem Unbekannten nahmen faßbare Gestalt an und wurden immer verführerischer; die Entdeckung einer weit abgelegenen unbesiedelten Insel im fernen Meer formte sich zu einer geradezu mystischen Vorhersage. Im Rahmen des geschäftigen Alltagslebens des gleichzeitig als Lehrer wirkenden Studenten mochte dieses Wesen für den Augenblick in den Hintergrund treten, ohne sich doch gänzlich unterdrücken zu lassen“ [S. 40]. Auch Nachstehendes (S. 41ff.) wörtlich übersetzt:

Der „Lappländer“; Freundschaft mit Reichard

Zu jener Zeit kam der damals 17 Jahre junge Elias Caspar Reichard nach Halle. Er war am 4. November 1714 in Quedlinburg am Fuße des Harzes geboren, als Sohn eines

Damastleinenwebers, eines Handwerks, das auch er hätte erlernen sollen. Doch nach dreijähriger Ausbildung im Beruf seines Vaters, da er seine Wanderjahre hätte antreten sollen, vermochte er „dem Wunsche, ein Studium aufzunehmen, der ihn seit früher Kindheit begleitet hatte“, nicht länger zu widerstehen. In Halle angekommen, brachte er eine gereimte Bittschrift mit und ließ dieselbe dem Leiter der Franke'schen Stiftungen, Johann Anastasius Freylinghausen, zukommen, in derselben bat er um Aufnahme in die Lateinschule, zu der er nach einer strengen Prüfung zugelassen wurde. Unterricht, Unterkunft, Verpflegung und Lehrmittel wurden ihm unentgeltlich gewährt, und er kam in Raum 9, die dritte Lateinklasse. Bald ging ihm auf, dass er die meisten Lateinkenntnisse aus der Gymnasialzeit seiner Geburtsstadt vergessen hatte und dass er sich sehr anstrengen müsse, um mit seinen jüngeren Schulkameraden mitzuhalten. Daher holte er sich beim Stubenpräzeptor die Erlaubnis, jeden Abend einige Stunden länger als sonst vorgesehen aufzubleiben, um den Rückstand aufzuholen.

Es traf sich, dass dieser Stubenpräzeptor ausgerechnet unser Georg Wilhelm war, der dem Wunsche Reichards unter der Bedingung nachkam, selbst während dieser Studienstunden anwesend zu sein. Damit begann eine enge Freundschaft, die Reichard so beschreibt:

„Binnen wenig Wochen wurde ich mit diesen wackern Manne ganz vertraut. Er gewann mich lieb, pflog mit mir häufige Unterredungen, betete oft herzlich auf den Knien mit mir, ertheilte mir die heilsamsten Rathschläge, erweiterte meinen engen Erkenntnisskreis und verstattete mir den freyen Gebrauch seiner Bücher.“

Diese Vertrautheit hielt ihn indessen nicht davon ab, stets zu seinem fünf Jahre älteren Präzeptor voller großem Respekt und Bewunderung aufzuschauen, seine Gelehrsamkeit, seinen Fleiß und seine Ehrbarkeit zu preisen

und zu betonen, dass er „in der Naturwissenschaft mehr, als gemeine Einsichten hatte“ [Quelle: Seite 578, Fußnote 84, in: *Die heutige Historie oder der gegenwärtige Staat aller Nationen in Europa …*; Altona, Leipzig 1752]

Reichard war offensichtlich ein Bursche mit unersättlichem Hunger nach Bildung, der sich der Aneignung und dem Weiterverbreiten von Wissensstoff mit geradezu leidenschaftlichem Fleiß verschrieben hatte – ein idealer Pädagoge, vielleicht nicht allzu kritisch, doch stets gewissenhaft und gesprächsbereit. Wir kennen seinen späteren Werdegang und wissen von daher, dass dieser Sohn eines Leinewebers, von dessen Hand manch schönes Stück Damasttischdecke mit Mustern nach eigenen Entwürfen für Wappen und Monogrammen herrührte, ebenso schöpferisch wie ehrgeizig gewesen ist. Nachdem er einmal die Universitätslaufbahn eingeschlagen hatte, strebte er auch gesellschaftlich nach oben. Zu den „großen Herren“ zu zählen, war für ihn sehnlicher Wunsch – ebenso wie für den Bruder seines Freundes, dem er später in höheren Kreisen noch begegnen sollte.

Wir dürfen annehmen, dass er gegenüber seinem Freund in ihren vertrauten Gesprächen aus seinen Hoffnungen und Sehnsüchten keinen Hehl gemacht hat. Ungeachtet seines eigenen, noch jungen Alters war sein Präzeptor ein gewiefter Beobachter der menschlichen Eigenarten, und es fiel ihm vermutlich nicht schwer, den Charakter seines Schülers zu durchschauen und einen Plan für dessen künftige Laufbahn zu skizzieren; denn was Reichard sich einmal in den Kopf gesetzt hatte, das würde er auch durchsetzen. Offensichtlich war er von ordentlicher Konstitution und hat denn auch in guter Verfassung ein hohes Alter erreicht. Im Alter von 75 hielt er seine Erinnerungen an seinen mittlerweile längst verblichenen Freund und Lehrer fest, wobei er den Leser um „Nachsicht

für die Geschwätzigkeit des Alters“ bat. Sein Artikel hat den seltsamen Titel „Der Lappländer mit den roten Stiefeln und den gelben Hacken“, er veröffentlichte ihn in den von ihm selbst herausgegebenen *Vermischten Beyträgen zur Beförderung einer näheren Einsicht in das gesamte Geisterreich*.

Die Begebenheit, die zu dem Artikel Anlass gab, verdient es, hier im Wortlaut [a. a. O. HELMSTEDT 1788, Bd. II, S. 232 f.] wiedergegeben zu werden. Reichard spricht darin von seiner Beziehung zu Georg Wilhelm im Haller Waisenhaus und fährt fort:

„Eines Abends ergriff und durchblätterte ich sein Stammbuch, welches voller seltsamen Gemälden und Inschriften war. Weil mir nun unter den Bildern besonders Eines sehr auffiel, welches eine gar poßierlich gekleidete, in einem Zauberkleide stehende, Figur eines zerlumpten Kerls vorstellte, mit dem dabey geschriebenen Symbolum: Bruder, gedenke an den Lappländer mit den rothen Stiefeln und den gelben Hacken (Absätzen): so drang ich mit anhaltenden Bitten in den Hrn. Steller, mir eine nähere Erläuterung hierüber zu geben. Schwer gieng er dran. Endlich ließ er sich im höchsten Vertrauen, doch zugleich mit innigster Wehmuth und mit thränenden Augen, in folgenden Worten gegen mich heraus:

‘Niemals erblicke ich dieses Bild, niemals lese ich diesen Denkspruch in meinem Stammbuche ohne Zittern und Abscheu. Ich habe mich während meines Aufenthalts auf der Universität zu Wittenberg, in Verbindung mit mehrern Studiosis, stark auf die Nekromantie, Chiromantie und Physiognomik geleget, viele magische Schriften gelesen, alle Zaubercharaktere und Verschwörungsformeln mir bekannt gemacht und auch zuweilen mit Geistercitiren mich abgegeben, und bin dadurch zu mancher Wissenschaft gelanget, welche ich jetzt gänzlich und auf ewig vergessen zu haben wünschte. Einst gingen wir verbundene

Zukunftsforscher in der Christnacht bey Mondenscheine in ein nahe bey der Stadt liegendes Gebüsche, räumten auf einem bequemen Platze den Schnee auf die Seite, zirkelten in der Mitte einen mit den erforderlichen Zeichen bemerkten Kreis ab, und fingen an, unsere Exorcismen herzumurmeln. Plötzlich erschien eine wunderbarliche Gestalt in einem bunten zerlappten Kleide mit schwarzen Strümpfen, rothen Stiefeln und gelben Absätzen an denselben, so, wie sie da im Stammbuche abgemalet ist. Ich hatte die Verwegenheit, hinterwärts ganz nahe zu dem Kerl hinzuzutreten, ihm den einen Fuß anzuheben und die Stiefeln nebst den Absätzen genau zu betrachten. In dem Augenblicke entstand ein gewaltiger Sturm. Wir erschraken und flohen in der größten Angst und Bestürzung nach der Stadt zu, und wurden bis ans Thor mit tausend Schneebällen, doch ohne Schaden davon zu nehmen, unaufhörlich verfolget. Seit dieser Zeit habe ich dies missliche Handwerk verschworen, und bereue meine Thorheit, nicht ohne die schmerzlichste Rückerinnerung an diese teuflischen Gaukeleyen und schauderhaften Begebenheiten.’“

Ungeachtet der Augen voller Tränen und der feierlichen Erzählweise vermag man sich nur schwer vorzustellen, dass der joviale Stubenälteste seine haarsträubenden Erfahrungen ohne innerliches Kichern und Glucksen wiedergegeben habe. Dazu braucht man nicht anzunehmen, dass seine Erzählung gänzlich fiktiv gewesen sei. Zur teilweisen Bestätigung mag hervorgehoben werden, dass im Jahre 1730 zu Heiligabend tatsächlich Vollmond war. Es scheint nicht unwahrscheinlich, dass die jungen Studiosi sich aus diesem Anlass auf irgendeinen seltsamen Streich eingelassen haben, an den der Stammbucheintrag als Memo diente.

Der nicht gerade übermäßig scharfsinnige Reichard hatte offenbar keine A-priori-Abneigung gegen Geistergeschichten, auch wurden solche Dinge von der

damaligen lutherischen Theologie keineswegs als unhaltbar abgetan. Hatte nicht der große Reformator höchstselbst ein Tintenfass gegen den Teufel geschmissen? Die Vorstellung aber, dass sein Freund eigenhändig von hinten an den Bösen herangetreten sei und nach dessen Fuß mit dem roten Stiefel und den gelben Hacken gegriffen habe, um zu prüfen, ob nicht die widerliche Fußbekleidung einen gespaltenen Huf verdecke, war selbst für ihn zu viel, ganz zu schweigen von des Teufels Rache für die Kränkung in Gestalt der den verängstigten Beschwörern hinterhergeschleuderten Schneebälle. Er räumt ein, dass er seine Zweifel an der Erzählung seinem Freunde nicht verhehlt habe, der indes auf weitere Erörterungen des rotgestiefelten Lappländers nicht mehr einging, jedoch stattdessen Reichard deutlich zu machen versprach, dass er über die Kraft zur Wahrsagung verfüge. Reichard ging sogleich darauf ein, und Georg Wilhelm stillte seine Wissbegier unter der Voraussetzung, dass er „sein Vertrauen nicht missbrauche“.

Etwa 20 Jahre später spielt Reichard kurz auf diese Begebenheit an, im Jahre 1788 indes, mehr als 50 Jahre waren seither vergangen, gibt er die Worte seines Freundes so wieder:

„Ich bin gerade dabei, vom Waisenhaus (das eben dort lag, wo später der Vorort Glaucha entstehen sollte) in die Stadt umzuziehen, um den Magistergrad zu erwerben und mich medizinischen Vorlesungen zu widmen, doch eben jetzt befällt mich eine gefährliche Erkrankung (während derer du, Reichard, an meinem Bette Wache halten wirst), von der ich mich indes erholen werde, um Halle zu verlassen, das äußerste Ende unseres Kontinents zu durchmessen, einen Schiffbruch über mich ergehen zu lassen, an die Gestade einer unbewohnten Insel zu gelangen und in einem Land fern von hier zu sterben.“

Als diese Eröffnungen Reichard nicht zufriedenstellten und er einwandte, es gebe nicht die geringste Wahrscheinlichkeit, dass diese Vorhersagen sich je erfüllten, fragte ihn sein Freund, ob er zur Erhärtung seiner Gabe über sein eigenes künftiges Geschick ins Bild gesetzt zu werden wünsche. Reichard war damit einverstanden, der junge Wahrsager blickte dem künftigen Schulmann daraufhin zunächst unverwandt direkt ins Antlitz, prüfte dessen Handlinien und eröffnete ihm in feierlichem Ton: Du wirst unerwarteterweise mit meinem ältesten Bruder Bekanntschaft schließen; selbst wenn du dann immer noch tief in deinen Studien stecken wirst, so wirst du im Verlauf von acht oder neun Jahren den Professorenrang erreichen – ob an einer Akademie oder an einem Gymnasium, das vermag ich nicht zu sagen. Kurz darauf wirst du deinen Vater verlieren und ihn nur noch im Sarge liegen sehen können; du wirst nacheinander zwei Frauen von edler Herkunft heiraten und wirst etwa achtzig Jahre alt werden. Dazu bemerkt Reichard: „Einige weitere vorhergesagte Details lasse ich aus Bescheidenheit hier unerwähnt."

Die Vorhersagen Georg Wilhelms erfüllten sich an Reichard nach und nach. Nachdem Reichard seine Studien in Theologie und den Geisteswissenschaften abgeschlossen hatte, gelangte er selbst ins Lehrfach. Im Jahre 1738 begegnete er am Hof der verwitweten Prinzessin von Köthen dem Augustin Stöller. Er wurde Professor für Philosophie, Rhetorik und Dichtkunst am Gymnasium von Altona im Jahre 1740 sowie am Collegium Carolinum zu Braunschweig im Jahre 1745; 1754 wurde er Rektor des Magdeburger Gymnasiums. Im Jahre 1744 wurde er zu seinem im Sterben liegenden Vater in seine Geburtstadt gerufen, kam aber nicht mehr rechtzeitig an. Seine erste Frau, Loudovika von Schwandes, starb im Jahre 1755, im Jahre darauf ehelichte er Friderika von Krosigk. Er selbst starb am 18. September 1791 im Alter von 77 Jahren.

Es ist noch bedeutsam, dass eines Abends gegen Ende 1738 bzw. zu Beginn des Jahres 1739, als Reichard bei Augustin zu Besuch weilte, ein Brief des Georg Wilhelm eintraf, in welchem er von seiner unmittelbar bevorstehenden Abreise nach Kamtschatka schrieb und seinen Bruder aufforderte, sich nach Reichard zu erkundigen, den er danach fragen sollte, ob er noch an seine Vorhersagen glaube. Auf eine erste Bestätigung der prophetischen Fähigkeiten seines Freundes brauchte Reichard nicht lange zu warten, denn kurz darauf zog Augustin um in das Michaeli-Haus am „Alten Markt“ im eigentlichen Stadtzentrum. Hier befiel ihn ein lebensbedrohliches heftiges Fieber. Währenddessen saß Reichard drei aufeinanderfolgende Nächte hindurch bei ihm und brachte ihn mit seiner Pflege wieder zu Kräften.

Hinzu kommt noch: War Georg Wilhelm denn nicht ein Sonntagskind, und schrieb man nicht damals Sonntagskindern zu, ihnen sei die Gabe des zweiten Gesichts mit in die Wiege gelegt? Dürfen wir nicht aus heutiger Sicht in dem angekündigten Schiffbruch und der Errettung auf einer unbewohnten Insel einen Wiederhall der „Felsenburg“-Geschichte erblicken als eingefleischtes Verlangen nach Abenteuern? Darüber hinaus mag der Umstand, dass Reichards Notizen über die Vorhersagen über den Tod in einem fernen Land, vierzig Jahre nachdem sie sich bewahrheitet hatten, einen Einfluss auf seine eigene Wortwahl gehabt haben. In den Texten von Stellers eigener Hand, soweit sie sich erhalten haben, gibt es nicht den leisesten Hinweis, dass er selbst irgendeinen der tragischen Vorfälle seines Lebens als Bestätigung einer Vorahnung wahrgenommen hätte. So weit Stejneger.

Der von Stöller und seinen Kommilitonen im Dezember 1730 bewirkte Auftritt eines veritablen „Lappländers“, sprich Samen, wurde von diesen jungen Zauberlehrlingen leider nicht als Erfolg gewertet und verstanden. Sie waren (noch) zu sehr befangen in der ihnen von klein auf eingetrichterten

Angst vor dem leibhaftigen Satan und daher außerstande, angemessen zu reagieren: Richtigerweise hätten sie den Nordmann mit den roten Stiefeln und den gelben Hacken ehrerbietig begrüßen müssen. Wer weiß, was dann noch aus jener Begegnung der nichtalltäglichen Art geworden wäre?

Narkotische Dämpfe: Tod und Wiedergeburt

Damit man diese Begebenheit richtig einzuschätzen vermag, sei hier eine Erzählung aus dem Jahre 1862 wiedergegeben, von der wir leider nicht aus erster Hand Kenntnis haben. Der Theatermann Franz Wallner war damals in London am Bedford-Place zu Gast im Haus des Schriftstellers Max Schlesinger, woselbst jemand eine Erzählung des preußischen Königs Friedrich Wilhelm IV. zum Besten gab [nachzulesen in: *Rückblicke auf meine theatralische Laufbahn und meine Erlebnisse an und außer der Bühne*, Berlin, Verlag Louis Gerschel 1864; Seiten 119 ff.]

Der deutsche General ***, einer der gebildetsten Militairs im *** Lande, früher ein intimer Freund Alexanders von Humboldt …“ [Es wird zunächst von einem öffentlichen Auftritt der französischen Somnambulen, Dlle. Prudence mit ihrem Begleiter Professor Laurent, erzählt. Die „Prudence“ brillierte durch Gedankenlesen …]“

… Ich gebe Ihnen, schloss der würdige General seine anregende Erzählung, noch einen Vorfall zum Besten, den ich aus dem Munde meines Königs habe. Ich wiederhole das mir Mitgeteilte ohne Nebenbemerkung, ohne Commentar und erwähne bloß, dass die Persönlichkeit der handelnden Personen die Annahme eines Scherzes in höchstem Grade unwahrscheinlich macht.

Der Erzbischof von Uppsala besuchte auf einer Reise durch Deutschland unsern königlichen Hof und hatte die Ehre, von Sr. Majestät zur Tafel gezogen zu werden. Bald kam die Rede auf den maßlosen Aberglauben, welcher jetzt noch in den Lappmarken herrsche, wonach der Glaube an Zauberer und erbliche unheimliche Künste in manchen Familien bis zur Stunde festwurzelt. Der Erzbischof selbst war vor mehreren Jahren von der höchsten Landesbehörde an der Spitze einer Kommission dahin gesandt worden, um dieses wüste irreligiöse Treiben zu untersuchen und mit Ernst auszurotten. Ein Arzt und ein höherer Beamter waren dem Priester zu dieser Mission beigegeben worden.

„Bei dem Mangel an Verkehrsmitteln“, erzählte der Erzbischof, „war unsere Reise ebenso lang wie beschwerlich. Der Zweck derselben war nur uns bekannt, und wir nahmen, diesen in ein tiefes Geheimnis hüllend, für unsere Wohnung die Gastfreundschaft eines reichen Mannes in Anspruch, der in dem unheimlichen Rufe stand, über finstere Zaubermittel gebieten zu können. Zu unserer Verwunderung deutete nichts im Äußeren oder im Haushalt desselben darauf hin, diesen Ruf zu begründen. Mit der gewohnten Gastfreundschaftlichkeit der Lappmarken wurden uns von dem Wirt des Hauses, einem offen aussehenden, behäbigen Manne, die besten Zimmer eingeräumt und alles, was Küche und Keller vermochte, aufgeboten, die Gäste zu ehren. Zu unserem Erstaunen aber machte weder unser Gastgeber noch irgendein anderer Mensch im Orte ein Hehl daraus, dass Peter Lärdal, so hieß der Mann, im Besitz übernatürlicher Kräfte, ja geradezu ein Zauberer sei. Am dritten Tag, als wir gemütlich am Frühstückstisch beieinander saßen, brachte ich unter dem Vorwand der Neugierde das Gespräch auf das Thema und fragte Lärdal, ob es ihm nicht unangenehm sei, in solchem Rufe zu stehen. Ein feines Lächeln glitt über die Züge des Mannes. „Was nützt es denn, hochwürdiger Herr Erzbischof, dass Sie mir

den Zweck Ihrer Frage verbergen wollen. Sie und die Herren sind ja doch nur deshalb da, um die Wahrheit dieses Rufes zu ergründen und mich zur Verantwortung zu ziehen.“

‘Nun denn’, antwortete ich energisch, ‘wenn Ihr es schon wisst, ja, wir sind hier, um diesen Aberglauben zu zerstören und diesem Unsinn ein Ende zu machen.’

‘Das mögen Sie halten, wie Sie wollen und können, aber Unsinn, lieber Herr, Unsinn ist die Sache nicht!’, antwortete Lärdal mit leichtem Kopfschütteln.

‘Was wollen Sie damit sagen?’, antwortete ich in strengem Ton.

‘Ich will Ihnen den Glauben an die Hand geben. Meine Seele, mein Geist, oder wie Sie es nennen wollen, soll vor Ihren Augen das Haus des Körpers verlassen und sich an einen Ort begeben, den Sie dafür bestimmen werden. Nach der Rückkehr will ich Ihnen Beweise dafür liefern, dass meine Seele in Ihrem Dienst in dem von Ihnen bezeichneten Platz gewesen ist. Wollen Sie diese Überzeugung haben?’“

„Die widerstrebendsten Empfindungen“, fuhr der Erzbischof fort, „bemächtigten sich meiner. Furcht vor dem Bewusstsein, zu dem frevelhaften Spiel mit dem Heiligsten meine Hand zu bieten, der Wunsch, einem etwaigen Betrug auf die Spur zu kommen und ihn zu entlarven, und heftige Neugierde, zu erfahren, wie der schlichte Mann sein Wort lösen werde, kämpften mit mir. Letztere, das Erbteil aller Evakinder, trug den Sieg davon. Ich willigte in den Vorschlag ein und trug Lärdal auf, seine Seele in mein Haus zu senden, nur zu sagen, was in diesem Augenblick meine Frau beginne, und die Beweise für seine Anwesenheit daselbst zu liefern. Es versteht sich von selbst, dass meine Reisegefährten, von noch brennenderer Neugierde beseelt als ich, mit meinem Tun völlig einverstanden waren.

‘Nun wohl, Ihr Herren’, sprach Lärdal, ‘gönnen Sie mir eine Viertelstunde Zeit zu meinen Vorbereitungen.’ – Kaum waren diese verflossen, so erschien unser Hausherr wieder,

in der Hand eine Pfanne mit trockenen Kräutern tragend. ‘Ihr Herren’, fuhr er fort, ‘ich werde diese Kräuter anzünden und ihren Dampf einatmen. Hüten Sie sich aber, meine Herren, in diesem Zustande Versuche zu meiner Wiederbelebung zu machen oder mich nur zu berühren. Der Erfolg wäre mein sicherer Tod, denn in wenigen Minuten wird mein Geist aus dem Körper entweichen und alle Anzeichen des Todes werden an diesem sichtbar werden. In einer Stunde wird mein Körper sich von selbst wiederbeleben und Ihnen Nachricht aus der Heimat bringen.’

Nach einer unheimlichen Pause, während welcher keiner von uns ein Wort der Entgegnung finden konnte, setzte der Zauberer die trockenen Kräuter in Brand und hielt seinen Kopf über den übelriechenden narkotischen Dampf derselben. In wenigen Minuten bedeckte Leichenblässe sein Gesicht, der Körper fiel nach kurzen Zuckungen in den Lehnstuhl, in welchem jene Prozedur vorgenommen wurde, zurück und lag regungslos, in allem einem Toten gleichend, da. „Um Gottes Willen“, rief der Arzt entsetzt aus, „der Mensch scheint sich vergiftet zu haben, er stirbt wirklich, wenn man ihm nicht schnelle Hilfe bringt!“

Ich musste ihn mit Gewalt zurückhalten, ehe er seinen Vorsatz ausführen und sich auf den Bewusstlosen stürzen konnte.

„Haben Sie vergessen, dass der Unglückliche uns beschwor, in dem jetzt eingetretenen Fall den Körper nicht zu berühren, wenn wir ihn nicht wirklich töten wollten? Haben wir gegen unser Gewissen unsere Einwilligung zu dem unheimlichen Experiment gegeben, so müssen wir auch den Erfolg abwarten.“

Nach einer in atemloser Spannung verlebten endlosen Stunde kehrte langsam, aber ersichtlich die Farbe des Lebens wieder auf die Wangen des Entseelten zurück, die Brust hob sich unter stürmischen Schlägen, die nach und

nach in ein regelmäßiges Atemholen übergingen. Bald darauf wendete er sich mit den Worten an mich: „Ihre Frau ist in diesem Augenblick in der Küche."

„Jawohl", entgegnete lächelnd der Arzt, „um diese Stunde pflegen, wie Sie wohl wissen, alle Frauen, bei uns in der Küche zu sein." Ohne diesen ungläubigen Einwand einer Entgegnung zu würdigen, beschrieb mir Lärdal meine Wohnung und Küchenräume, die er meines Wissens nie betreten haben konnte, mit allen Details mit peinlichster Gewissenhaftigkeit. „Zum Beweis, dass ich wirklich dort war", schloss er seinen Bericht, „habe ich den Ehering Ihrer Frau, den dieselbe bei der Zubereitung einer Speise vom Finger streifte, auf dem Grund des Kohlenkorbes versteckt."

Ich schrieb sofort, es war am 28. Mai, nach Hause und fragte meine Frau, was sie um elf Uhr an diesem Tage gemacht habe. Ich bat sie, ihr Gedächtnis recht genau zu prüfen und mir recht sorgfältig Bericht abzustatten. Nach vierzehn Tagen, so lange brauchte bei den schlechten Verbindungswegen der Brief und die Antwort Zeit, schrieb mir meine Frau, sie wäre am 28. Mai um diese Zeit mit der Zubereitung einer Mehlspeise beschäftigt gewesen. Es wäre ihr der Tag deshalb unvergesslich, weil an demselben Tag ihr Trauring verlorengegangen wäre, den sie kurz vorher am Finger gehabt habe, und den sie trotz alles Suchens nicht habe wiederfinden können. Wahrscheinlich habe ihn ein Mann entwendet, der sich in der Kleidung eines wohlhabenden Bewohners der Lappenmarken einen Augenblick in der Küche gezeigt, aber, als er um sein Begehren gefragt worden sei, sich wortlos wieder entfernt habe."

Der Trauring fand sich in der Küche des Erzbischofs im Kohlenkorb wieder vor.'"

Zur Überlieferungsgeschichte sei hier lediglich angemerkt, dass die von Carl Kiesewetter gegebene Quellenangabe

[Franz Wallner, *Aus meinem Leben*] ungenau und irreführend ist, weil es ein von Franz Wallner hinterlassenes Buch mit dem Titel *Aus meinem Leben* nicht gibt; die oben erwähnte Fundstelle [„Rückblicke …“] ist hingegen korrekt. Wo Wallner es absichtlich unterlässt, dem Leser den Namen seines Gewährsmannes [angeblich preußischer General] mitzuteilen, findet sich bei Peukert [„nach Mitteilungen des Generals von Gerlach, die dieser von Friedrich Wilhelm IV. erhielt“] der Hinweis auf Leopold von Gerlach; nun ist aber Leopold von Gerlach bereits im Jahre 1861 verstorben, während die von Wallner erwähnte Begegnung erst im Jahre 1862 stattgefunden hat. Sofern Will Erich Peukert recht hätte [Der zweite Leib, in: Niederdeutsche Zeitschrift für Volkskunde 17, 1939 (S. 11-35)], müsste Wallner demzufolge einem Gespenst begegnet sein – auch nicht übel.

(Bei den von Peter Lärdal verwendeten narkotischen Kräutern und auch bei den Kräutern, die im Topf am Ofen kochen müssen – siehe im Folgenden – dürfte es sich ohne Zweifel um ein Bilsenkrautpräparat und um Stechapfelsamen gehandelt haben.)

Es sei dem Leser überlassen, aus diesen Berichten Schlussfolgerungen zu ziehen. Da die von Stejneger verfasste Steller-Biographie bislang noch nicht in deutscher Fassung vorliegt, scheint der erwähnte Hinweis des Elias Caspar Reinhard wenig bekannt geblieben zu sein. Vermutlich wird man nach Spuren jenes Vorfalls in den Annalen der Universität Wittenberg vergeblich suchen. Das obige Zitat, bei Stejneger ins Englische übertragen, wurde dem Original entnommen.

Beim Schamanen

Kehren wir noch einmal zu Georg Wilhelm Steller zurück. In einem seiner Reisetagebücher notiert er in Jakutsk im Jahre 1740 [neuerdings veröffentlicht in Halle a. d. S., bearbeitet von Wieland Hintzsche] eine Begegnung mit einem Schamanen: „Den 18. Juni mittwochs war die Witterung wie des vorigen Tages. Ich sah zum erstenmal die Schamanerey mit der Trommel, observierte, dass der Schaman sich dreimal stellte, als ob er ohnmächtig wäre, und über seinem Kopf Feuer schlagen liess, auch sich guguk entgegen schreien liess, um dadurch sich sofort wieder zu erinnern. Er prophezeyte mir wider meine Vorstellungen, 1) dass ich einmal zur See zusammen mit dem Schiff fast verloren gegangen, 2) dass ich in der Jugend Schaden am Bein gehabt, 3) dass meine Frau verstorben sey, 4) dass ich in Kamtschatka eine Ukas bekommen würde, vermöge welcher ich weiter als nach Kamtschatka gehen sollte und fremde Völker besehen, so vorher noch niemand gesehen und Russland noch nicht untertänig wären“. Steller hält dies ohne jegliche Kommentierung seinerseits fest. Es hat den Anschein, dass er gegen praktizierende Schamanen keine grundsätzlichen Vorbehalte (mehr) hegte.

Ein Desiderat bliebe noch die Verifizierung der Erzählung des Erzbischofs von Uppsala. Dafür kommen einige während der Lebenszeit des preußischen Königs Friedrich Wilhelm IV. dieses Amt bekleidende Personen in Betracht. Soviel weiß ich bislang: Die schriftlichen Hinterlassenschaften derselben liegen in diversen schwedischen staatlichen Archiven. In Betracht kommen:

1819–1836 Karl von Rosenstein

1837–1839 Johann Olof Wallin

1839–1851 Carl Fredrik af Wingård

1852–1855 Hans Olov Holmström

1856–1870 Henrik Reuterdahl

Meines Erachtens spricht die größte Wahrscheinlichkeit für Carl Fredrik af Wingård. Warten wir es ab, was sich aus den Recherchen noch alles ergibt. Die von Reichard erwähnte, von Steller geschilderte Begebenheit aus dem Jahre 1730 weicht insofern von dem Schema der von Wallner erwähnten Erzählung ab, als es damals nicht um eine „Entsendung“, sondern um ein „Herbeizitieren“ ging. Das aber steht indes in der einschlägigen Tradition nicht isoliert da.



Erzbischhof Carl Fredrik af Wingård

Der Topf mit magischen Kräutern: Bilokation und die Folgen

In den von den Brüdern Grimm gesammelten Sagen gibt es eine [lfd. Nr. 120], die davon handelt, dass eine verliebte Hausmagd ihren in Langensalza weilenden Buhlen auf magische Art zu sich nach Erfurt zu holen weiß. Als ein zu diesem Zweck angesetzter Kräutersud durch einen Dritten unbedacht zu nahe ans Feuer gerückt wird, geschieht das

Malheur, plötzlich ist der angeblich davon nichts wissende Freund, noch im Nachthemd, frisch aus dem Bett geholt, zur Stelle:

„Im Jahre 1672 hat sich zu Erfurt begeben, dass die Magd eines Schreiners und ein Färbersgesell, die in einem Hause gedient, einen Liebeshandel miteinander angefangen, welcher in Leichtfertigkeit einige Zeit gedauert. Hernach ward der Gesell dessen überdrüssig, wanderte weiter und ging in Langensalza bei einem Meister in Arbeit. Die Magd aber konnte die Liebesgedanken nicht loswerden und wollte ihren Buhlen durchaus wiederhaben. Am heiligen Pfingsttage, da alle Hausgenossen, der Lehrjunge ausgenommen, in der Kirche waren, tat sie gewisse Kräuter in einen Topf, setzte ihn zum Feuer, und sobald solche zu sieden kamen, hat auch ihr Buhle zugegen sein müssen.

Nun trug sich zu, dass, als der Topf beim Feuer stand und brodelte, der Lehrjunge, unwissend, was darin ist, ihn näher zur Glut rückt und seine Pfanne mit Leim an dessen Stelle setzt. Sobald jener Topf mit den Kräutern näher zu der Feuerhitze gekommen, hat sich etlichemal darin eine Stimme vernehmen lassen und gesprochen: ‘Komm, komm, Hansel, komm! Komm, komm, Hansel, komm!’ Indem aber der Bube seinen Leim umrührt, fällt es hinter ihm nieder wie ein Sack und als er sich umschaut, sieht er einen jungen Kerl da liegen, der nichts als ein Hemd am Leibe hat, worüber er ein jämmerlich Geschrei anhebt. Die Magd kam gelaufen, auch andere im Haus wohnende Leute, zu sehen, warum der Bube so heftig geschrien, und fanden den guten Gesellen als einen aus tiefem Schlaf erwachten Menschen also im Hemde liegen.

Indessen ermunterte er sich etwas und erzählte auf Befragen, es wäre ein großes schwarzes Tier, ganz zottigt, wie ein Bock gestaltet, zu ihm vor sein Bett gekommen und habe ihn also geängstigt, dass es ihn alsbald auf seine Hörner gefasst und zum großen Fenster mit ihm

hinausgefahren. Wie ihm weiter geschehen, wisse er nicht, auch habe er nichts Sonderliches empfunden, nun aber befinde er sich so weit weg, denn gegen acht Uhr habe er noch zu Langensalza im Bett gelegen, und jetzt wäre es zu Erfurt kaum halber neun. Er könne nicht anders glauben, als dass die Katharine, seine vorige Liebste, dieses zuwege gebracht, indem sie bei seiner Abreise zu ihm gesprochen, wenn er nicht bald wieder zu ihr käme, wollte sie ihn auf dem Bock holen lassen. Die Magd hat, nachdem man ihr gedroht, sie als eine Hexe der Obrigkeit zu überantworten, anfangen, herzlich zu weinen und gestanden, dass ein altes Weib, dessen Namen sie auch nannte, sie dazu überredet und ihr Kräuter gegeben, mit der Unterweisung: wenn sie die sachte würde kochen lassen, müsse ihr Buhle erscheinen, er sei auch, soweit er immer wolle.' [Brüder Grimm, *Deutsche Sagen*, hier: 'Zauberkräuter kochen', zu finden bei GUTENBERG]

Ich bringe jene Sage lediglich als Beleg dafür, dass es in deutschen Landen eine die Kunst des „Herbeizitierens" betreffende Erzähltradition gegeben hat.

Wie abergläubische Vorstellungen noch im 18. Jahrhundert das maßgebliche Tun bestimmt haben: Herzog Ernst-Albrecht von Sachsen-Weimar traf mit seiner Verordnung vom 24.12.1742 dafür Sorge, dass jeder Haushalt hölzerne Teller mit der Sator-Arepo-Formel (geschrieben mit frischer Tinte) bereithalten solle, die im Bedarfsfall in die Flammen zu werfen waren, um dieselben zu beschwichtigen. [BÄCHTOLD-STÄUBLI, Stichwort Feuersbrunst, *Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens* Bd. 2, Sp. 1424]

Die von Reichard, Wallner und den Gebrüdern Grimm mitgeteilten Erscheinungen betreffen Fälle der sogenannten Bilokation, einem Phänomen, das aus zahlreichen Heiligenviten bekannt ist. Wer 'Bilocation' als Suchbegriff im Internet eingibt, wird unschwer auf weitere Beispiele stoßen,

darunter auf den Fall der Lehrerin Emilie Sagée. Letzterer widerfuhren derartige Vorkommnisse überaus häufig, ohne dass sie selbst sich jeweils dessen bewusst wurde.

Das wiederum erinnert mich an eine Geschichte, von der ich vor vielen Jahren gelesen habe. Ein Europäer war in einem Sägewerk in Südamerika in leitender Stellung tätig, musste dieselbe aber zur Regelung wichtiger persönlicher Angelegenheiten in seinem Heimatland auf unbestimmte Zeit verlassen. Während seines Aufenthaltes daselbst machte er sich ständig Sorgen, ob die einheimischen Kräfte ohne ständige Beaufsichtigung auch an ihrem Posten bleiben würden. Als er nach mehreren Monaten wieder zum Sägewerk zurückkehrte, sah er, dass alles so weitergelaufen war, als ob er gar nicht weggewesen wäre. Es mangelte weder an Rohmaterial noch an Bestellungen, die Löhne waren regelmäßig ausbezahlt worden, die Buchhaltung war auf dem Laufenden. Er äußerte seine Verwunderung einem der Untergebenen gegenüber, doch der war seinerseits erstaunt und sagte: ‘Herr, was fragt Ihr, wart Ihr doch jeden Tag hier und habt ständig nach dem Rechten gesehen.’ Die Begabung, die für jenen Indio etwas völlig Selbstverständliches gewesen zu sein scheint, war bei Steller in jungen Jahren (leider) noch nicht zum Tragen gelangt.



Solanum nigrum Schwarzer Nachtschatten

Ulrich Holbein

Nachtschwarze Schatten, Morgenlicht und grüngoldene Hochzeit

Nächtliche Gewächse umringelten mich. Glühende Würmchen umgaukelten mich. Laternen und Mondsicheln umschwärmten mich – Engel trompeteten mir was vor -- ach ja, schön wärs gewesen!

Immerhin: Moskitos bedrängten mich kaum. Keinerlei Störgeräusche piesackten mich. Kein Aufhocker nuckelte an meinen Ohrläppchen. Kein Succubus zwackte mich ins Scrotum. Kein Incubus drückte und ritt mich mit einem Pressgewicht von einem halben Doppelzentner. Kein Albdruck schlich sich an – falls nicht vieles täuschte.

O wie gern wär ich am Busen des Morpheus entschlummert, in Tautropfen hinuntergeronnen, gebadet in Dschungel-Milch, zutraulich umschlungen von brasilianischen Lianen, angenehm umzingelt von versöhnlichen Nachtgestalten und äußerst bedeutungsschwangeren Lustträumen – stattdessen tastete ich nach Baldrian. Chemische Keulen wollt ich nicht heranlassen an mein übersensibles Großhirn. Neurexan griff nicht.

Hätt ich nur das andere Zimmer genommen!

Nur wären dann Riesen-Umbauten nötig geworden. Einen anspringenden Kühlschrank hätt ich in Kauf nehmen müssen. So aber hab ich nach drei Stunden durchlöcherten Halbschlafs und Dreiviertelschlafs die lauteste Nacht seit 1997 hinter mir -- wie halten es die Leute nur in Calcutta, Puerto Rico, Madras aus?

Dabei war es objektiv vielleicht sogar eine verkehrsberuhigte Zone!

Bloß jede Minute kam auf Kopfsteinpflaster ein Auto vorbei, aber jedesmal 1½ m neben meiner Schlafsackgruft, Autotürschlagen, Tekkno, Schreie, Stöckelschuhe, die jedesmal 25 m lang anwuchsen, um 25 m lang abzuschwellen, alles 1½ m am Bett vorbei, um 2 Uhr auch mal ein Trupp Türken, die schreiend debattierten. Nichts wie fort hier! Nix wie raus hier! Aber wohin? Diese Steinwüste! SMS – save my soul! Hölle, troll dich! Angsttraum – go home!

10 Euro für ein bisschen Ohropax! Ein Königreich für eine Fort-Bea-mung! Eine BRD für eine Südseeinsel! Ein Subkontinent für ein Urlaubsparadies! 300 Euro Kaltmiete für ein Häusel im Grünen! 1000 Petrodollar Cash auf die Klaue, für einen einzigen Grashalm!

Um hier wegzukommen, müsst man Gärtner werden. Nirgendwo ein Seitengässchen! Nirgendwo ein Notausgang! Null Lichtblick!

Genau, als einmal die Autos für 40 Sek. 1½ m neben mir aussetzten, versuchte mein Hirn sekundenlang abzudriften, wegzuduseln … fallen … schweben … loslassen … nicht übel hier … recht schön hier … so still hier … so leer hier … tief einatmen … hier ist es ruhig wie im Märchen … schöner denn je … leiser denn je … nirgendwo rush hour, nirgendwo Umtriebe -- och, wie süß, ein Sonnenstäubchen … alles superplastisch … Vögel, die da so zwitschern … alles voller Natur -- Aurorafalter, keine einzige profane Schnake … null Pauschaltourismus im Umkreis von 150 km … nie wieder Bevölkerungsexplosion! Nie wieder Behindertenparkplätze! Wundersam gläserne Mailuft … durchsummte Seligkeit … wie wohltuend … wie erholsam – meilenfern von Angst und Panikattacke … o diese unerhörte Leuchtkraft!

Wenn ich soviel Schönheit sehe, könnt ich mich wegschmeißen.

Nie wieder PCs, WCs, VWs, LKWs und ADAC – nur noch FKK, B, A, C, H und LSD etcetera!

Alles wärmt und strömt und fließt über … irgendwas durchströmt mich … diese Durchflutung … aaah… ächzen schier könnt‘ ich vor Wollust … rein mental natürlich … nicht, dass ich just von uns geh und abkratze … obwohl, fühlt sich gar nicht so verkehrt an … schnell nochmal kurz an Mozart denken … Tatütata! Hoppla -- irgendwo ging's jetzt einer Seele sauübel. Was aber nun?

Um 5 Uhr wurden Flaschen aufgewärmt, für die Babys meiner Gastgeber. Dann um 6 Uhr – Müllabfuhr! Knallorange sichelte durch die Jalousien Dreh-Blend-Licht herein – und als ich am Morgen das Fenster öffnete, blieb 1½ m vor mir grad ein Fettsack stehn, samt dickem Kind, um abzuwarten, bis ihr angeleinter Hasso oder Ramboköter, der rätselhafterweise immerhin nicht bellte, drei Würste auf den Bürgersteig gelegt hatte, in deren Brüder und Schwestern ich bereits gestern in F/M vielfach getreten wäre … jedesmal beinahe.

Direkt am Aschenbecher des Fensterbretts – mit zwanzig Kippen! – gingen Frühaufsteher vorbei, denen ich vom Fenster aus an die Glatzen hätte fassen können.

Ganz bescheiden fragte ich: „Könnte nicht nochmal meine grüne Oase zurückkommen zu mir … wenigstens ganz kurz … einmal … Vogelzwitschern … Sonnenstäubchen … gläserne Mailuft … grüne Fee, wo bist du?“

In der Wohnküche wuselten schon allerlei Morgenmuffel herum.

Sie schlürften schlafverrunzelt Bohnenkaffee – ich dann halt auch, neben vollbesetzt überfülltem WC.

Mein Zug fuhr in 50 Minuten.

Irgendein Hans-Peter zeigte mir den Weg zur Linie 8.

Von Übernächtigung – nichts mehr spürbar.

Im Gegenteil: Morgenlicht fiel optimal in die Straßenschluchten zwischen Lassallestraße und Kirchweg.

Alle Leute schauten heut früh ungewohnt günstig aus, geradezu vorzeigbar – seit wann denn das!?

Aus der Ferne winkte mir jemand zu.

Ich konnte kaum gemeint sein, winkte aber für alle Fälle zurück. Prompt bahnten sich in mir Bonmots und Thesen an: „Heut früh sind alle Menschen schön!“

„Auf dieser Welt gibt’s weder hässliche Gesichter noch böse Leute!“

Alles rundum flutete, lachte, glitzerte. Abgase störten kaum. Neutralgraue Zweckarchitektur sah heute so tolerierbar aus. Fensterfronten, objektiv total trostlos, leuchteten wundersam auf. Unglaublich, aber die Welt, die gestern Abend und heut Früh noch so verschandelte und unaushalt-bare, ließ was spüren … sowas wie Fluidum … überdeutlich, zwischen zwei Fingern. Undefinierbares durchrieselte – mich.

Tief, bis in letzte Lungenbaum-Verästelung, atmete ich ein, der ich ungläubig die Braue tupfte. Hatte mir die Wohngemeinschaft was in den Muckefuck gemixt? Blitzdiagnose: Verdacht auf Überproduktion an Weckamin oder Endorphin. (Oder Dopamin?)

So oder so -- umfassend erlöst atmete ich aus.

Meine 8 fuhr in 4 Minuten.

Zwei, drei Idealgesäße strebten 5 Meter an mir vorbei, wunderbar eingepackt, und kreisten backenmäßig unsagbar heiratsfähig um eine virtuelle Mittelachse, in Wechselschwellungen, absolut restlos entzückend. Kein Mädel hatte, wenn eine sich umdrehte bzw. ich in sanftem Travelling drumherumfuhr -- eine abtörnende Visage auf! Hier und auch da -- welch Augenaufschlag! Nichts sackte ab zu bloßer Teilschönheit. Da – eine deutlich aufgebesserte Clara! -- ein lebendes Jugendstil-Zitat, Typ: Edelgazelle, o je, dass dergleichen heute noch gesichtet werden durfte! Diese Noblesse … Distinguität … dieses Worpswedekleid … Alabaster-Teint, gemalt von Anselm Feuerbach! Einziger

Stilbruch allenfalls: Bubble Gum im zartgezeichneten Mund. Trotzdem -- da konnte jede Miss Universum einpacken gehen … Gleich daneben -- eine Mega-Laura!

Ein Tränlein wollte mir ins Auge treten, blieb dann aber doch aus (vielleicht mangels Flüssigkeitszufuhr!?).

Heut kam wohl jedes dieser (sagenhaft lebendigen) Wesen in Frage, fast absolut jede! Sogar da vorn die, trotz Brille usw. Mein sonst stets nötiger Geheimkniff, die Quote des Wohlgefallens stabil zu halten, längst bestens automatisiert (Sieh nie länger hin als extrem kurz! 2 ½ Sekunden pro Gesicht!), brauchte kaum angewendet zu werden.

Oder lag alles nur an der Beleuchtung, versetzt mit Sepia-Ton? An meiner neuen Sonnenbrille!? An platonischer Aufstauung? Foppte mich altersbedingt Testostoton oder wie das hieß?

7 Uhr 47: Länger als 7 Sekunden staunte ich offnen Mundes die Haltestelle Bebelplatz an, seltsam frühlichtumflossen, auratisch lasiert, durchsättigt, farbentief, auf genial abschattiertem Mittelgrund – in summa: ein verfilmtes Ölgemälde. Und dies mitten im profanen Kassel! Andere Leute brauchten Doppelportionen igrendwelcher Kräuter und Stimulanzien, um die Welt so tiefsinnig empfinden und sehen zu können; mir genügte ein viertelvoller Fingerhut mit Muckefuck zur präfinalen Seligkeit, oder auch gar nichts.

Jedenfalls: Minute um Minute ließ mein Sternstündchen ad libitum sich ausdehnen … und beibehalten. Selbst der Köter da, der einfach nur an seiner FLEXI 8 zog -- wie tiefenplastisch! Polydimensional! Sein Bewegungsablauf überbot jedes Produkt hyperoptimaler Simulation durch und durch, sinnreich, geistvoll, bis ins Ohrgeschlabber hinein. Vokabeln wie „überirdisch“ oder „Transzendenz“ konnte ich glorios hinter mir lassen!

Die Serie der Mandelaugen riss nicht ab … vorerst. Ich taumelte quer hindurch – bitte unbedingt weiter so! Noch eine Minute und 41 Sekunden.

Der Bahnsteig quoll über von Leuten. Eine unsichtbare Schraubzwinge presste uns zueinander. Gesichterschwemme verdichtete sich, Corpusgewimmel, mitten im Ballungsgebiet, dicht am Puls endloser Bevölkerungsexplosionen, ein Auflauf, ein Umzug -- Kam hier eine Demo vorbei – ein Karneval der Kulturen?

Meine 8 hätte inzwischen schon gekommen sein müssen. Die Haltestelle war nirgendwo zu sehn. Das Getümmel trieb mich ab. Wie sollte ich jetzt meinen Zug kriegen? En passant streifte was ganz Weiches meinen unbekleideten Unterarm -- unverhofft durchrieselte mich -- irgendwas, gar nicht so unangenehm, durchaus erregend, ja glückhaft, relativ durch und durch! Haut an Haut -- Härchen stellten sich auf – mein Kopf schnellte existenziell herum, aber im weiterflutenden Publikum konnte ich nicht eindeutig verifizieren, wen ich gestreift, wer mich berührt hatte.

Leute lachten Zufallsgestalten an, als hätten sie ein Leben lang auf just diese spezielle Figur gewartet, umschwirrt von Parolen: „Im Namen des Volkes: traut euch!“

Hermaphroditen defilierten als überschmückte Weihnachtsbäume an mir vorbei und mir entgegen, winkten, leuchteten, balancierten Turmfrisuren, schwenkten Schirme, Fächer, Täschchen, reißverschlossene Lederkappen, raumgreifend, auf 15-cm-Absätzen hüfthoher Lackstiefel und Netzstrümpfe. Seltsame Kaliber wälzten sich vorwärts und -- irgendwohin. Aber alle gut drauf -- freigelegte Kauleisten, vom Lachkrampf aufgeklappte Gesichter – brrr! lecker! Durch Kubikmeter Glitzerschmuck, Tüll und Federboas, drängelte – ich mich. Immer nur hundert Zappelfiguren konnt ich auf einmal überblicken – jeder Ausschnitt bot eine Art Hexenkessel!

Zwischen knutschenden Obamas und Osamas, quer durch heiße Schwestern, warme Brüder, Drag-Diven, Pornoqueens, in Tüll gehüllt, mit Rouge zentnerweise zugespachtelt, flatterten Fahnen und Transparente: „FICKEN 3000!“ – falls da jemand neunhundertneunzig Jahre lang drauf warten wollte!

Drumrum strudelte Normalbevölkerung, flaugrau, neutralgrau, hausmausgrau.

Ferner Stadtlärm, ansonsten stets ärgerlich, konnte auch Waldrauschen sein.

Fluidum zitterte in der Luft.

Irgendwas durchrieselte erneut -- mich.

Mir war, als wär ich glücklich, mitten im verfilmten Ölgemälde.

Ich schritt oder schwebte durch vollplastischen Breughel, farbentief lasiert, vieldimensional hochgerechnet, umflossen von Lichtschabracken, auratisch durchsättigt, auf schön abschattiertem Untergrund – hatten meine körpereigenen Drogen irgendwas entfesselt? Nie konnte diese Sternstunde abschlaffen, verblassen und in ihr Gegenteil umschlagen -das spürte ich überaus überdeutlich!

O diese Marketenderin, weichgezeichnet, in warmen Zimt- und Gold-ocker-Subsituten …

Ganz Kassel quoll irrwitzig über von Flagellanten, Hofchargen, Rathausstürmern, Mantelsaumküssern, Reichsherolden, Tambourg‘sellen, Pfeifern, Studienpräfekten, Narrenbütteln, Rossärzten, Riemern, Sattlern – ach, daher das ganze Leder! Oder war das der Zissel – Fullewasser hoi hoi hoi!?

Statt Metallica jetzt aber zum Glück – echter Drommettenschall! Eine Leibgarde mit Tenorzinken, Dulacianen und Nasenflöten, ein Geschwader alias Kreuzzug -- ein goldenes Tablett wurde mir von einer Chinesin – oder Japaneserin? – entgegengehalten, mit silberner gefalteter Zettelbotschaft – im Gewühl fiel mir der Zettel runter –

Saturnalien schimmerten durch, ewiger Fastnacht – Fasching hatte plötzlich nichts mehr mit Faschismus zu tun -- Gargantuafratzen, vormals profane Gegenwartsknechte, fortgespült in der Bacchantenorgie schwulesbischer Koinzidenz, *Unio mystica*! Quicklebendiges Asien, allüberall wildes Schwulistan, südindische Festumzüge, wedelschwenkende ThailänderInnen inclusive, weniger im Namen Christopher Streets als zu Ehren des Rüsselgottes Ganesha, LKWs statt Elefanten. Aktiviertes Indien ließ sich, quasi per Knopfdruck, umdeuten in lebendigstes Middle Age, oberflächlich nachgerüstet mit Schaumgummi, Latex und Silikon.

Aus Federboas blühend pellte sich ein Jüngling, als Südsee-Galatea, Oba-Oba, Apotheose, eine Epiphanie des Entsteigens, und stieg hervor aus karibischer Riesenmuschel, glitzerte, strahlte – nussbraun bronziert, goldbronzefarben -- welch Leib, jenseits von Corpus und Body! Schöner als jede Miss Universe, eingeflogen aus Exotistan pur! Für ihn wär ich sofort mit Wonne schwul geworden, ein verkleideter Götterbote aus vermutlich Polynesien oder Neu-Guinea, falls das noch so hieß. Er hielt einen goldenen Dachshaarpinsel in der einen, einen goldenen Perlmutt-Eimer in der anderen Hand, und keiner wollt’ einen goldenen Klecks aufs Knie gepinselt bekommen, so als würde das dann baldige Todgeweihtheit bedeuten oder so … da piekste mich was von unten in die Wade – aua! -- musste das sein!? Bäuchlings waren maskierte Doktoren herangerobbt, doch wohl nicht mit Betäubungsspritzen – ich fühlte mir augenblicklich die Sinne schwinden, also vermutlich starb ich just!? Das fühlte sich gar nicht so verkehrt an, oder?

So oder so, ich sank auf ein goldenes Bett oder Rollbrett, das quer durch auffliegende Schneisen rollte oder schwebte, im allgewaltig summenden Getümmel. Alle wichen im Konfettigestöber mir aus. Ich sah sogar Dr.

Waldgong Bauer im Publikum existentiell erschrecken über mich, der ich nun im gleißenden Lichtpegel und Jubelsturm furios aufglühte – und landete dann auf einem geschmückten Brautlager, ganz undramatisch, kaum abgedunkelt, mir gegenüber unter Baldachinen eine weibliche Silhouette, unsagbar liebevoll zugewandt – aber wieso ausgerechnet mir, ihr Gesicht im Gegenlicht nicht recht identifizierbar, aber auf jeden Fall viel zu schön für mich, eine goldene Umrisslinie rund um eine abgedunkelte Idealfigur, eine 4-D-hypersimulierte Erscheinung, schöner denn je, ich – o je! – nackter denn je, näher dran denn je -- sie sogar dreiviertelnackt!

Ich fragte: „Kennen wir uns irgendwie?“

Eine Asiatin – eine Polynesierin – aus Java? Bali? Sumatra? Aus Sulawesi? – So oder so oder so: Sie sagte akzentfrei: „Muss man sich kennen?“

Eine Nubierin? Äthiopierin? Eine altägyptische Prinzessin? Das Herz rutschte mir wildpochend in die fehlende Hose. Das Ganze glühte exotischer und offizieller denn je, rauschhafter als jede Realität!

Drumherum flimmerten weite Kreise fächelnder Heerscharen, bengalisch überbelichtet, *flying ovations*, Freude schöner Götterfunken, in sirrenden Lüften. Insektenförmige Helikopter und Ufos landeten fleißig - weitere Zaungäste und Claqueure quollen hervor; folglich wurd’ ich soeben nicht just geopfert – Bauernopfer? Königsopfer? - und atavistisch dahingeschlachtet, sondern durfte oder musste entjungfern oder unaufschiebbar befruchten -- oder mich mit einem spürbar überirdischen Wesen paaren, gemäß neulich meiner fortgeflogenen Wunschzettel: „Bück dich, Fee, Wunsch ist Wunsch!“

„Liebes Christkind, ich wünsch mir einen Mega-Orgasmus mit allerley Cherubim!“

Endlich mal eine gescheite Metaphysik! Endlich kann nichts dazwischenkommen! Deutlicher denn je spürte ich:

Diesmal ist es kein Traum!

(Allerdings hatte ich das vorige Woche auch gespürt, ach ja …)

Nun aber hatte ich nicht umsonst gewartet! Nirgendwo Sachzwänge, Krempel und Negativitäten. –

„Waren wir mal irgendwie ein Pärchen? Heißt du vielleicht Julia … oder eher Susanne?“

„Genau – nenn mich Judith … nenn mich Sulawesi …“

„Aber hier sind so viele Leute … da hinten kenn ich jemanden … und alle sitzen im Halbkreis um uns herum … ich fühl mich so beobachtet …“

Um uns herum saß in einem geschlossenen Kreis eine Trommelgruppe, alle freien Oberkörpers – o und sogar entblößten Unterkörpers, teils mit ekstatisch fortgedrehten Augen, teils guckten sie genau auf uns! Alles voller Pfiffe und anfeuernder afro-asiatischer Triller-Signalrufe – alle Scheinwerfer auf uns gerichtet …

Im johlenden Publikum erkannte ich all meine Clanmitglieder wieder … z. B. Christian Rätsch, und zwar in mehrfacher Ausführung … mindestens fünf, sechs mähneschleudernde Zwillinge … nur, seit wann war auch Waldgong Bauer unter die Trommler gegangen? Sein Stutzbart wallte meterlang in alle Richtungen – ein Rübezahl, ein Gandalf, ein Merlin ohnegleichen, angereichert mit einem Schuss Hollywood-Moses – ich aber stand doch eigentlich eher auf Mozart statt auf Moses und hörte doch eigentlich pro Beilager und Hochzeitsbett lieber Brahms statt Brahma, und Opus 131 in cis-moll … und nicht unbedingt Schamanentrommeln und Sistrum und Schüttel-Gurke!

Andererseits befanden wir uns jetzt vermutlich 7000 v. Chr., und da konnt‘ ich ja wohl schlecht Extrawürste bestellen wie Rokoko und galantes Zeitalter. In mir ratterten Erwägungen: „Aber wenn auch Alex Oxe meiner hapernden Erektion zuguckt, und Markus Berger, dann krieg ich hier gar

nichts zustande, o je, dann fall ich durch die göttliche Prüfung und kippe zurück in profane Brautschau und *partner conflicts* – herrje, und außerdem müsste ich vorher eigentlich schnell noch austreten – gleich explodiert meine Harnblase, statt meine Wollust!“

Da sah ich, dass alle Trommler und auch sonst alle männlichen Zuschauer unter ihren Gürtellinien satyrhaft strotzende Ständer ragen ließen, vor allem auch der Wursthitler Gansolotl! Das sah zwar in summa eigentlich nicht erregend aus, also wirklich nicht, eher komisch, eher zoologisch – so viele Bananen, Wixgurken, Griffel, Fruchtkolben, Krummhörner, wie ich sie so heterogen und absurd nie in einem Hardcore-Porno gesehen hatte.

Da aber spürte ich eine neue erogen-entheogene Anflutungswelle seitlich an mir vorbeifluten und quer durch mich durchschwappen, und mein halbsteifer Ulischnulli wuchs als Schneckenfühlhorn dem geöffneten Schoß Sulawesis entgegen, quer durch Nebelschlieren von Räucherkerzen und Buddhaqualm aus Weihrauchfässern. Eigentlich drängte mich nichts, höchstens die vielen Buschtrommeln. Eigentlich hatte ich noch viele Fragen auf dem Herzen:

„Sollten wir uns nicht erstmal ein wenig kennenlernen?“

„Soll hier was gezeugt werden?“

„Wieso ich?“

„Nicht, dass ich hinterher bestraft werde!?“

„Und wenn wir auf Dauer nicht zusammenpassen?“

„Nur … wo könnte hier ein WC sein?“

„Würde man mich überhaupt nochmal kurz weglassen?“

„Und wenn ich mittendrin aufwache?“

Das hätt’ ich nicht denken sollen.

Denn ab da verdünnte sich der Rauschtraum ein wenig … das goldene Licht verblasste etwas … irgendwo sprang ein Ventilator an, als *basso continuo* der Trommeln, oder ein Kühlschrank oder eine Waschmaschine oder eine

Mähmaschine oder eine Nähmaschine … oder flog ein Helikopter über uns weg, oder eine Hummel?

Aber ausgerechnet jetzt ragte mein Lingam bombenfest durch das Zentrum der Beleuchtung. Meine ägyptische Prinzessin hingegen wirkte jetzt ganz durchscheinend, eindeutig unecht, eindeutig gepersert und getürkt. Ab da spielte sie physiognomisch auch etwas ins Türkische, immer noch überrieselt von grüngoldenem Feenstaub, aber halt doch arg imaginär und fiktiv – in dem Fall konnt ich ja auch ohne Verluste schnell mal aufs Klo gehen …

Ich schleuste mich heraus aus diesem megagöttlichen Nerven- und Lichtfokus, umflossen von flüssigem Messinglicht, Grünspanlicht, Goldlicht …

Ich irrte, genau wie vorvorige Woche – oder war's vorige Woche?! Durch Flure, Dielen, Gänge, Korridore, Isolierstationen, Zwischengemächer. Irgendein Hans-Peter lief neben mir her, dem ich dauernd beteuerte: „Ich hab überhaupt nichts genommen, also wirklich! Neulich, da nahm ich Bilsenkraut und hab mich für alle Fälle in einen Lehnstuhl geworfen, um einer Bauchlandung vorzubeugen – und heute – da nahm ich nichts und spür dauernd ganz Ungeheures …"

Ich verlor mich – mit oder ohne Hans-Peter - hinter Abzweigungen, mit platzender Blase, hinter verhängten Tapetentüren, Doppeltüren, Brandschutztüren, Butzenscheiben … ich schlug Brokatvorhänge zurück. Ich gelangte in halböffentliche, großangelegte Bedürfnisanstalten, mehrstöckig verschachtelte Bauten.

Ich kam zu stehn vor architektonisch finessenreichen Pinkelrinnen, Auffangbasins, Spülbecken, Waschanlagen, Aufgängen.

Ich eilte vorbei an wahnwitzig durchgebogenen Rohrleitungen.

Ich hockte mich im desolaten Massenklo auf eine verdächtige Brille, vor und hinter zugeriegelten, halb- oder

dreivierteloffnen Türen, alles voll urinierender Mitmenschen, Sitzmumien, Polizisten, Blackmen und Fremdlinge, mittendrin Bodo und Frau Schmidt und Dr. Schmatz -- also alles wieder nichts!

Typisch Natur! Typisch ich!

Nicht nur am Schluss der ewig Gelackmeierte, auch vorher schon, bevor alles losgeht!

Ich fand keine Porzellanschüssel, kein Separée. Ich pisste in eine Seitennische.

Aber der Blasendruck, statt nachzulassen, stieg weiter an.

In summa: Ich fand in dieser Nacht nicht zurück zum leuchtenden Brautlager.

Sondern das Licht wurde weiter runtergedreht.

Berührungen, die aus Versehn erfolgten, mutierten zu absichtlicher Befingerung – ich rief: „Zum Kuckuck und Geier, ihr Stinktiere und Beutelteufel, nehmt die Griffel von meiner Figur!“

Etliche Lemuren zupften mich am Ziegenbart und nestelten zugleich an meinem Busen herum, der sogar echt zu sein schien -- oje!

War ich hier im Schwitz- und Stöhnkonzert einer Darkroom-Party gelandet?!?

Doch ein Caliban schälte aus meinem Leibchen auf der Herzseite eine jungfräuliche Knospenbrust hervor.

Ein Quasimodo sägte zur Rechten meinen knallharten Stahlstütz-BH auf, bis eine schlaffe Gigantmelone um etliche Handbreit nach unten sackte, keine Ahnung, seit wann ich hier als Frau figurierte, der nun mehrere Finger von unten und hinten unaufgefordert Dammschutz leisteten, anonym das Scrotum mir langzogen – mir! Aua! Lass das! Ich hass das!

Oben griffen sie volle Pulle mir ins Vollbartgewöll hinein, vermutlich, um dort Vogelnester zu enteiern und – dann wachte ich irgendwie auf.

Alles sah desolat normal aus, unangenehm realistisch.

Eine Kerze hatte ins Klavier-Furnier einen Brandfleck gebrannt.

Am Fenster ging just eine Glatze vorbei.

Ich guckte raus, und die Hundekacke sah inzwischen total plattgetreten aus.



Nicotiana tabacum Blüten

Nachwort

Der vorliegende Textband spricht für sich und bedarf keines großartigen Nachworts. Eines aber sei zum guten Schluss noch erwähnt: Wie wir gesehen haben, besitzen die Nachtschattenpflanzen das Potenzial, einen mächtigen psychedelischen, entheogenen und dissoziativen Rausch herbeizuführen. Die Wirkungen der Nachtschattengewächse sind darüber hinaus als nicht ungefährlich einzuordnen, weil die Pflanzen diverse toxische Stoffe mit geringer therapeutischer Breite enthalten, zum Beispiel Atropin und Scopolamin, beides Moleküle, die in der Hand des Laien nichts verloren haben. Der unsachgemäße Gebrauch dieser Substanzen kann lebensgefährlich sein, weshalb das Herausgeberteam und der Verlag auch dringend von Experimenten mit der Pflanzengruppe der Tropanbildner abraten.

Die **Solanaceae** sind aber ein hervorragendes Beispiel dafür, dass die betäubungsmittelrechtlichen Verordnungen der Prohibition und des War on Drugs ein Produkt reinster Willkür sind. Da werden die Bürger mittels politischer Propaganda, die dem BtMG erst seine Daseinsberechtigung bastelt, vor vermeintlich gefährlichen Stoffen wie Cannabis und LSD eindringlich gewarnt, immerhin müsse die „Volksgesundheit“ geschützt werden, während Pflanzen wie die giftigen Nachtschattengewächse überhaupt nicht von dem Gesetz erfasst sind. Auch andere, wahrlich toxische Gewächse, wie der Eisenhut und die Digitalispflanze, mit denen man sich tatsächlich erheblichen Schaden zufügen kann, bleiben von allen BtM-Bestimmungen unberührt.

Kein Wunder, werden solche Gewächse den modernen Machthabern sicherlich nicht so schnell nicht gefährlich, im Gegensatz zu den klassischen Psychedelika und potenziellen Nutzpflanzen wie dem Hanf. Das war freilich einstmals auch anders, früher standen die Nachtschattengewächse als Hexendrogen und ihre Gebraucher durchaus auf der Abschussliste der Inquisition – wir haben auf den vergangenen Seiten davon gelesen.

In Wirklichkeit geht es bei den Drogenverboten aber gar nicht um den Schutz der Menschen. In Wirklichkeit nützen diese menschenverachtenden und aus dem Rassismus geborenen Drogengesetze von heute nur den habgierigen Wirtschaftsbossen, die unsere Welt kontrollieren und diktieren und mit dem War on Drugs sicherstellen, dass alles schön so bleibt, wie es zurzeit ist. Verheerende Aussichten.

Aber es bäumt sich auch die Gegenseite auf. Der spirituelle Antagonismus zur derzeitigen schlimmen globalen Lage. Und dieser spirituelle Antagonismus gebiert Menschen, die ihr Bewusstsein erweitern, um der Situation auf diesem Planeten mit einer baldigen Wende begegnen zu können. Die Autoren des vorliegenden Bandes sind solche Menschen. Sie bewahren einen Wissens- und Erfahrungsschatz, der gerade in der heutigen Zeit erhalten bleiben muss, damit wir in unserer kranken Gesellschaft eines Tages die Anleitungen zum Ausbruch aus dem Wahnsinn finden können. Dann, wenn die spirituelle Wende anbricht, kurz bevor wir als Menschheit den Abgrund erreicht haben, also jetzt und in Zukunft, werden Erzählungen wie die hier gesammelten von unschätzbarem Wert sein. Zu vieles an Wissen und Erfahrungsreichtum ist unserer abgeschnittenen Kultur bereits verloren gegangen. Die *Psychedelischen Tomaten* leisten ihren Beitrag zum Erhalt eines Teils des neugewonnenen Wissens und der Weisheit psychedelischer Kultur.

Für das Autorenkollektiv: Markus Berger

Die Herausgeber

Markus Berger

Jahrgang 1974. Ethnobotaniker, Drogenforscher und Psychonaut sowie Autor von zahlreichen Büchern und ungezählten Zeitschriftenartikeln zur Ethnobotanik, Psychonautik und Drogenkunde. Markus Berger ist Chefredakteur des Magazins für psychoaktive Kultur *Lucy's Rausch*, Mitbegründer der Entheovision, des Fachkongresses wissenschaftlicher Psychonautik, Gründungsmitglied der Bibliotheca Psychonautica, Mitarbeiter des Nachtschatten Verlags und Macher diverser psychonautischer Online-TV-Formate, zum Beispiel der Drug Education Agency (DEA), der Nachtschatten Television und anderer.

Veröffentlichungen im Nachtschatten Verlag:
- *Stechapfel und Engelstrompete – Ein halluzinogenes Schwesternpaar*
- *Handbuch für den Drogennotfall*
- *Die Tollkirsche – Königin der dunklen Wälder* (mit Oliver Hotz)
- *Kleines Lexikon der Nachtschattengewächse*
- *Alles über psychoaktive Kakteen*
- *Changa – Die rauchbare Evolution des Ayahuasca*
- *30 Jahre Nachtschatten Verlag – DVD-Album* (mit Roger Liggenstorfer)
- *Cannabidiol - CBD* (mit Franjo Grotenhermen und Kathrin Gebhardt)

Roger Liggenstorfer

Roger Liggenstorfer ist Gründer und Geschäftsleiter des Nachtschatten Verlags, der auf Publikationen zur Drogenaufklärung spezialisiert ist. Er ist außerdem

Herausgeber und Redakteur des Magazins für psychoaktive Kultur Lucy's Rausch, Mitbegründer verschiedener drogenpolitischer Organisationen und Initiativen, u. a. DroLeg, Verein für eine vernünftige Drogenpolitik, Hanfkoordination, Eve&Rave Schweiz (Begründer und Präsident von 1996 bis 2006). Er war Mitglied des ECBS (Europäisches Collegium für Bewusstseinsstudien), Gründer des Uhuru-Weltmusikfestivals bei Solothurn, Mitinhaber der ersten Absinthe-Bar der Schweiz Die Grüne Fee in Solothurn. Diverse Buch-Publikationen als Autor und Herausgeber und Texte in Fachzeitschriften.

Veröffentlichungen im Nachtschatten Verlag (Auswahl):

- *Maria Sabina – Botin der Heiligen Pilze*
- *Gesänge der Maria Sabina* (beide mit Christian Rätsch)
- *Die berauschte Schweiz* (mit Agnes Tschudin und Christian Rätsch)

Christian Rätsch

Christian Rätsch, geboren 1957, Ethnopharmakologe, Referent und Autor, studierte Altamerikanistik, Ethnologie und Volkskunde. Seit über dreißig Jahren erforscht er weltweit schamanische Kulturen und deren Gebrauch psychoaktiver Pflanzen. Herausgeber des Jahrbuchs der Ethnomedizin und Autor zahlreicher, in viele Sprachen übersetzter Bücher, darunter die *Enzyklopädie der psychoaktiven Pflanzen*, das *Lexikon der Liebesmittel, Räucherstoffe* u. v. m.

Veröffentlichungen im Nachtschatten Verlag (Auswahl):

- *Maria Sabina – Botin der Heiligen Pilze* (mit Roger Liggenstorfer)
- *Schamanismus, Techno und Cyberspace*
- *Schamanenpflanze Tabak I und II*
- *Zauberpflanze Alraune* (mit Claudia Müller-Ebeling)

Die Autoren

Wolfgang Bauer

Jahrgang 1940. Studium der Psychologie und begleitend der Volkskunde. Tätigkeit als Psychotherapeut in Frankfurt am Main. Herausgeber und (Mit-)Autor vieler Bücher zu den Themen Symbolkunde, Altes Wissen und Volksbotanik, u. a. das auch ins Russische übersetzte *Lexikon der Symbole* (Wiesbaden 1980/2004). Eindrückliche Begegnungen und Zusammenarbeit mit dem Mythenforscher Sergius Golowin, der Ethnologin und Medizinfrau Johanna Wagner, dem Märchenforscher und Märchenerzähler Rudolf Geiger, dem Botaniker und Künstler Hermann de Vries und dem Ethnobotaniker Christian Rätsch. Kurator mehrerer Ausstellungen zur Kulturgeschichte des Fliegenpilzes und Mitarbeiter des virtuellen Fliegenpilzmuseums (www.fliegenpilz-museum.de). Referent bei Tagungen zu den Themenbereichen Traum, Trance, Vision, Heilige Pflanzen und Zaubermärchen. www.amanita-wolfgang-bauer.de

Veröffentlichungen im Nachtschatten Verlag:
- *Wasson und der Soma* (mit Edzard Klapp)
- *Rauschpilze* (mit herman de vries und Katja Redemann)
- *Der Fliegenpilz* (in Kooperation mit dem AT-Verlag)

Orestes Davias

Orestes Davias wurde 1964 in Graz geboren, lebt aber seit seiner Kindheit in Griechenland. Als Biologe ist er auf

Botanik spezialisiert und hat einige Bücher zu Ethnobotanik und Aphrodisiaka veröffentlicht. Er schreibt für diverse Zeitschriften Artikel zu diesen Themen, beschäftigt sich ebenso ausführlich mit Phytotherapie, Räucherungen und Vegetarismus im alten und neuen Griechenland.

Veröffentlichung im Nachtschatten Verlag:
- *Chilifeuer und Knollengenuss*

herman de vries

Geb. 1931, Alkmaar, Niederlande. Seinen Eltern verdankt er seit seiner Kindheit eine intensive Beziehung zur Natur. Er machte viele lange Reisen, seit 1971 meistens mit seiner Frau Susanne – in Asien, Russland, NW-Afrika, den Seychellen –, die sein Weltbild prägten. Längere Aufenthalte auf den Inseln La Gomera (im Laurisilva) und El Hierro folgten. 1982 bis 89 realisierte er das „natural-relations"-Projekt, wovon sich jetzt eine Sammlung von ca. 2000 Heilkräutern aus Indien, Senegal, Marokko und Deutschland im Karl-Ernst Osthaus Museum in Hagen befindet. Als Künstler war er an ungefähr 500 Ausstellungen beteiligt. Werke von ihm befinden sich in 60 in- und ausländischen Museen. Zahlreiche Publikationen im Bereich der Kunst, Poesie und Philosophie. Er sieht Kunst als eine Beteiligung an Bewusstseinsprozessen. Einflüsse von Zen-Buddhismus und Vedanta. Er lebt und arbeitet seit 1970 in einem kleinen Dorf im Steigerwald. herman de vries benutzt seit 1956 Kleinschreibung, weil er jede Form von Hierarchie ablehnt. Beim Verlag Zweitausendeins ist 2006 eine biographische Dokumentation über ihn erschienen: „herman de vries – chance and change".

Veröffentlichung im Nachtschatten Verlag:

• *Rauschpilze* (mit Wolfgang Bauer und Katja Redemann)

Sergius Golowin

Segius Golowin wurde 1930 in Prag geboren, wuchs in Bern auf und verstarb am 17. Juli 2006 in Bern. Von 1959 bis 1968 war er Bibliothekar, bis zu seinem Tod im Jahr 2006 betätigte er sich als freier Schriftsteller. Bekannt wurde er als Sagensammler. Er war Mitbegründer der „Junkere 37“, einer Arbeitsgruppe zur Erhaltung des überlieferten Volkswissens. Er war ein begnadeter Geschichtenerzähler und begeisterte das Publikum mit seinen Vorträgen. Sergius Golowin ist ein offener Umgang mit der Geschichte der Genussmittel in Europa zu verdanken.

Veröffentlichung im Nachtschatten Verlag:
• *Von Elfenpfeifen und Hexenbier*

Ulrich Holbein

Der 1953 geborene Schriftsteller hat sich mit viel beachteten Buchveröffentlichungen, Hörspielen sowie zahlreichen Anthologie- und Zeitschriftenbeiträgen beim Publikum und der Kritik als einer der interessantesten Sprachkünstler in deutscher Sprache einen Namen gemacht.

Veröffentlichung im Nachtschatten Verlag:
• *Zwischen Urknall und Herzberg*

Kevin Johann

Geboren 1987, Erzieher, Sozialpädagoge/Sozialarbeiter sowie freischaffender Autor zu den Themenbereichen

Selbsterfahrung, geistbewegendes Wissen und Ethnobotanik. Diese Interessen führten ihn schon einige Male für längere Zeit ins Ausland, unter anderem nach Indien und Marokko. Derzeit lebt er mit seiner Lebensgefährtin im Rheintal.

Veröffentlichung im Nachtschatten Verlag:

- *Der Schamanengarten*
- *Lexikon der Psychonautik* (mit Markus Berger)

Edzard Klapp

Edzard Klapp, geboren 1937 in Elbing/Westpreußen, Jurastudium, Justizdienst, seit 1964 in Stuttgart, seit 1967 bei der Staatsanwaltschaft daselbst, seit 1969 als Jugendstaatsanwalt, beschäftigt sich seit vielen Jahren mit Ethnobotanik, insbesondere mit Fliegenpilzen.

Veröffentlichung im Nachtschatten Verlag:

- *Wasson und der Soma* (mit Wolfgang Bauer)

Claudia Müller-Ebeling

Studierte Kunstgeschichte, Ethnologie, Indologie und Literaturwissenschaft in Freiburg, Hamburg, Paris und Florenz. Promovierte in Kunstgeschichte über visionäre Malerei im 19. Jahrhundert am Beispiel des französischen symbolistischen Malers Odilon Redon. Studienreisen zur Erforschung des Heilpflanzenwissens und Gebrauchs auf Guadeloupe (Karibik) und auf den Seychellen. Langjährige Erforschung des Schamanismus in Nepal mit vergleichenden Studien in Korea, im Amazonasgebiet von Peru und in Kolumbien.

Veröffentlichung im Nachtschatten Verlag:
• *Zauberpflanze Alraune* (mit Christian Rätsch)

Alexander Ochse

Geboren 1974, absolvierte den Diplomstudiengang Sozialarbeit/Sozialpädagogik an der Universität Kassel mit dem Schwerpunkt Drogenforschung. Seit Mitte der neunziger Jahre unternahm er einige mehrmonatige Studienaufenthalte in Asien. Er ist seit vielen Jahren an der Organisation von kulturellen Veranstaltungen – auch im Bereich der Sekundärprävention – beteiligt. Heute arbeitet er in einer Fachklinik für rauschmittelabhängige Jugendliche und Erwachsene.

Veröffentlichungen im Nachtschatten Verlag:
• *Naturdrogen und ihre Rechtsgrundlagen*
• *Naturdrogen und ihr Gebrauch*

Steve Stoned (Stefan Theurer)

Geboren 1963 als Stefan Theurer auf der wilden schwäbischen Alb. Von 1986 bis 1989 besuchte er ein Berufskolleg für Grafikdesign in Ulm, seither arbeitet er als freier Künstler, Grafiker, Illustrator und Cartoonist für verschiedene Firmen, Verlage, Zeitschriften und Agenturen. Im Hanf!-Magazin erschien 1996 sein erster Comic unter dem Pseudonym Steve Stoned. Es folgten zahlreiche weitere Cartoons, Comics, Designs, Poster, Arts und vieles mehr. Außerdem wird Steve als Schnellzeichner und Karikaturist für Messen und Events gebucht.

Veröffentlichungen im Nachtschatten Verlag (Auswahl):
• Postkarten Steve Stoned

- Illustrationen *Kiffer-Lexikon*
- Art und Design Etikette für Absinthe Aphrodite
- Illustrationen im Magazin *Lucy's Rausch*

Wolf-Dieter Storl

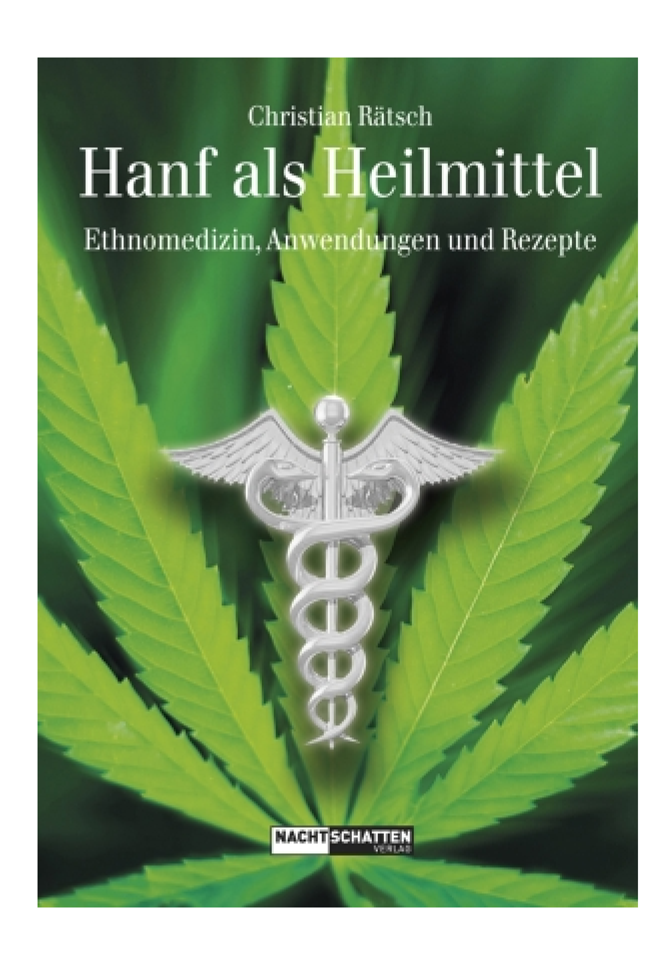
Wolf-Dieter Storl ist geboren in Sachsen und aufgewachsen in den USA. Er ist Ethnobotaniker und Kulturanthropologe. Zwanzig Jahre lang lehrte er als Dozent und College-Professor an verschiedenen Universitäten in den USA, Indien und Europa. Studienreisen führen ihn auf der ganzen Welt mit einheimischen weisen Frauen und Schamanen zusammen. Seit 1988 lebt er mit seiner Familie als freier Schriftsteller im Allgäu/Deutschland. Wolf-Dieter Storl gibt sein Wissen regelmäßig in Seminaren und Vorträgen weiter.

Veröffentlichungen im Nachtschatten Verlag:
- *Bom Shiva*
- *Götterpflanze Bilsenkraut*

Bildnachweis

S. 14:	Christian Rätsch
S. 38:	Christian Rätsch
S. 50:	Aus: Gottorfer Codex (1649-1659)
S. 53:	Daniel Trachsel
S. 55:	Stan Shebs, CC-BY-SA 3.0
S. 56:	Köhler's Medizinal-Pflanzen
S. 59:	Turismo Maremma
S. 61:	H. Zell, CC-BY-SA 3.0
S. 62:	Wolfgang Bauer
S. 65:	Markus Berger
S. 69:	Lipper1, CC-BY-SA 3.0
S. 70:	Wolfgang Bauer
S. 72:	Aus: Otto MAYER: Zwanzig Jahre an Indischen Fürstenhöfen. Indisches und Allzu-Indisches. Dresden 1992
S. 73:	Haeferl, CC-BY-SA-3.0
S. 74:	Wolfgang Bauer
S. 80:	Wolfgang Bauer
S. 81:	Katja Redemann
S. 82:	Markus Berger
S. 84:	Christian Rätsch
S. 92:	Christian Rätsch
S. 94:	Melanie Lemke / www.violandra.de
S. 96:	Christian Rätsch
S. 99:	Roger Culos, CC BY-SA 3.0
S.	Wolfgang Bauer

104:	
S. 101:	Archiv Berger
S. 102:	Köhler’s Medizinal-Pflanzen
S. 108:	Public Domain
S. 112:	H. Zell, CC BY-SA 3.0
S. 116:	Claudia Müller-Ebeling
S. 134:	Johannes Georg Sturm, Jacob Sturm: Deutschlands Flora in Abbildungen 1796
S. 147:	Markus Hagenlocher, CC-BY-SA 3.0



Hanf als Heilmittel

Rätsch, Christian
9783037885116
224 Seiten

[Titel jetzt kaufen und lesen]

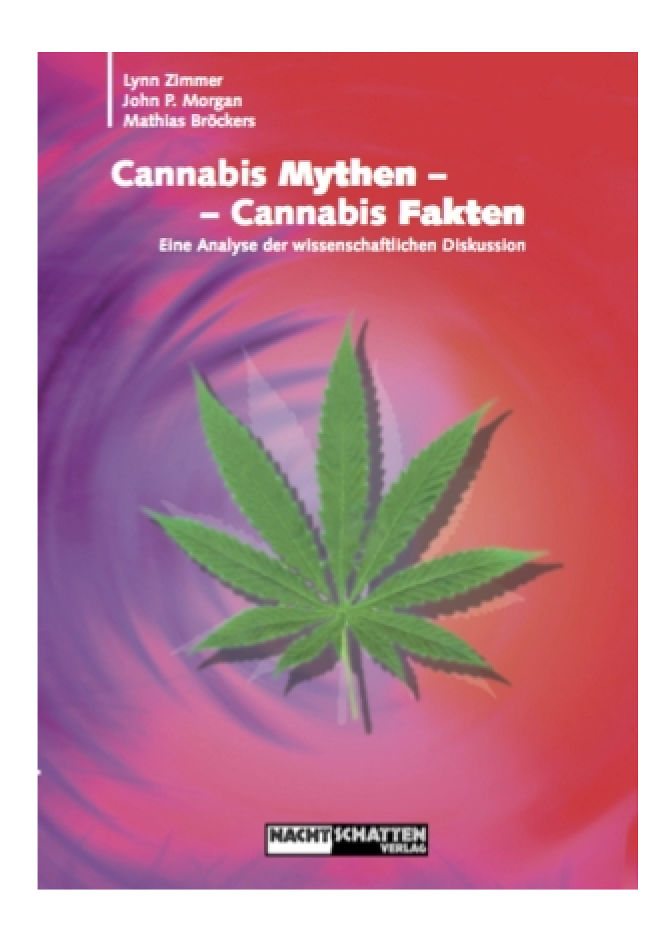
Seit mindestens 6000 Jahren wird Hanf als Faserlieferant, als Nahrung und Genussmittel kulturell genutzt, aber auch seine vielseitigen medizinischen Qualitäten wurden früh entdeckt. Er hatte seinen festen Platz in der pharaonischen, der assyrischen, der antiken, der islamischen und der

mittelalterlichen Medizin. In der chinesischen und tibetischen Medizin werden seine euphorisierenden, antidepressiven Eigenschaften geschätzt, im Ayurveda wird er als Allheilmittel und Aphrodisiakum gepriesen. Doch auch unsere germanisch-keltischen Ahnen haben die Pflanze medizinisch genutzt. Hildegard von Bingen gebrauchte sie genauso wie Samuel Hahnemann, der Begründer der Homöopathie.

In der modernen medizinischen und pharmakologischen Forschung werden nun die früheren und die ethnobotanischen Anwendungen der Hanfpflanze getestet und grösstenteils bestätigt.

Dieses Buch zeichnet die Geschichte und die Bedeutung des Hanfs in den verschiedenen medizinischen Systemen und Lehren nach und gibt eine Fülle von praktischen Anwendungen und Rezepten.

Mit einem Vorwort von Dr. med. Franjo Grotenhermen.



Cannabis Mythen - Cannabis Fakten

Bröckers, Mathias
9783037882450
272 Seiten

[Titel jetzt kaufen und lesen]

Dieses Buch bringt die gängigen Argumente der Gegener einer Cannabisreform auf den Punkt und zeigt: Die Einwände der Reformgegner basieren nicht auf Fakten,

sondern auf Mythen.
Gerade für die anstehenden Abstimmungen in der Schweiz und die umstrittene Cannabisliberalisierung in Europa ist dieses Buch besonders wichtig: als fundierte Argumentationshilfe und als objektiver Diskussionsbeitrag.
Aus dem Inhalt: Ist Cannabis eine Einstiegsdroge? Welchen medizinischen Wert hat Cannabis? Wie wirkt Cannabis auf die Sexual-Hormone? Was hat es mit dem amotivationalen Syndrom auf sich? Welchen Einfluss hat Cannabis auf Gedächtnis und Wahrnehmung? Ist Cannabis während der Schwangerschaft schädlich? Ist Cannabis eine wesentliche Unfallursache im Strassenverkehr? Ist Cannabis heute potenter als in der Vergangenheit?
"Eine enthmythologisierende und wissenschaftlich fundierte Neubewertung der Cannabisdiskussion, die mit den vorherrschenden Klischees aufräumt und eine objektivere Meinungsbildung zulässt. Dieses Buch war seit langem überfällig".

Die New Yorker Autoren Lynn Zimmer und John P. Morgan, Professoren der Soziologie bzw. der Pharmakologie, halten sich bei diesem Buch an die strengen Kriterien wissenschaftlicher Arbeiten. Sie belegen jede ihrer Aussagen mit exakten Quellenangaben - die Literaturliste umfasst mehr als 60 Seiten.
Mathias Bröckers hat zusammen mit Jack Herer den richtungsweisenden Bestseller "Die Wiederentdeckung der Nutzpflanze Hanf" herausgegeben. Als Mitherausgeber der deutschsprachigen Ausgabe des Buches "Cannabis Mythen -

Cannabis Fakten" berücksichtigt er die hiesigen Rechtsverhältnisse und Besonderheiten sowie die jüngsten Forschungsberichte aus dem europäischen Raum.



Die Behandlung mit Cannabis und THC

Grotenhermen, Franjo
9783037882191
112 Seiten

[Titel jetzt kaufen und lesen]

Dieses Buch bietet umfassende, praktische Informationen und hilfreiche Tipps zur therapeutischen Verwendung von Cannabis und dem Cannabiswirkstoff Dronabinol (THC). Es

behandelt sowohl die medizinischen Themen, wie Anwendungsgebiete, Dosierung, Nebenwirkungen, als auch darüber hinausgehende Aspekte, die bei einer Therapie mit Cannabisprodukten eine Rolle spielen können. Dazu zählen die rechtliche Lage, die der Frage der Kostenübernahme einer Behandlung mit Dronabinol durch die Krankenkassen, die ärztliche Schweigepflicht, Fahrtüchtigkeit und Fahreignung, sowie Anbau und Lagerung von Cannabis. Alle Themen werden von den Autoren aus ihrer langjährigen Erfahrung mit grosser Sachkenntnis und mit dem Augenmerk auf das Wesentliche behandelt. Entstanden ist ein kompakter, kompetenter Ratgeber, unentbehrlich für alle, die Cannabisprodukte medizinisch verwenden oder verwenden wollen.
"Komprimiertes Wissen zu fairem Preis. Für alle therapeutisch orientierten Cannabis-Anwender der zur Zeit beste Ratgeber zum Thema." (Hanfblatt 105, 02/07)

Albert Hofmann



EINSICHTEN
AUSBLICKE

Essays

NACHTSCHATTEN VERLAG

Einsichten - Ausblicke

Hofmann, Albert
9783037882252
160 Seiten

Titel jetzt kaufen und lesen

Welches ist die wahre Wirklichkeit? - Das nüchterne Weltbild des Naturwissenschaftlers oder das rauschhafte des Mystikers? Eigene spontane und drogeninduzierte mystische

Erlebnisse drängten den Autor, den Entdecker des LSD, Albert Hofmann, dieser Frage nachzugehen. Er gelangte dabei zu Einsichten in das Wesen der Wirklichkeit, die dieses zentrale Problem der Philosophie in neuer Weise anschaulich machen.
Dieser Band erschien erstmals 1986 im Sphinx Verlag. In dieser neuen Ausgabe sind einige Artikel überarbeitet worden und mit neuen Texten - z.B. 'Bewusst Sein' - ergänzt. Laut Albert Hofmann ist dieses Buch "Der Kern meiner Weltanschauung".

Das Buch erschien zum 60. Jahrestag der LSD-Entdeckung (16.4.03) und wird an der Basler Buchmesse (2.-4.5.03) unter Beisein des Autors mit grosser Medienpräsenz vorgestellt.



Peyote und andere psychoaktive Kakteen

Gottlieb, Adam
9783037882610
95 Seiten

[Titel jetzt kaufen und lesen]

Seit fast 3000 Jahren verwenden die Ureinwohner Amerikas Peyote in Zeremonien als geistige und körperliche Medizin.

Über diesen meskalinhaltigen Kaktus wurden schon viele Berichte verfasst und enorm viel geforscht. Dieses einzigartige Fachbuch ist nun in Deutsch erschienen. Mit einem Vorwort von Dr. Dicht, einem Kakteenfachmann aus der Schweiz und einem Adressteil hiesiger Kakteenlieferanten.

"Peyote und andere psychoaktive Kakteen" ist ein prägnantes und gut lesbares Buch über die Kultivierung von Peyote, San Pedro und unzähligen anderen entheogenen Kakteen. Angesichts des möglichen Aussterbens einiger psychoaktiver Kakteenarten, ist dieses Buch von grosser Bedeutung für all jene, die sich für die Erhaltung dieser heiligen Medizin einsetzen.

Dieser aktualisierte Klassiker beschreibt ausführlich:

- Verschiedene Anwendungen der Kakteen
- Die Verwendung von Meskalin im traditionellen Kontext
- Züchten durch Samen oder Ableger
- Enthaltene Alkaloide und diverse Weiterverarbeitungen